APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

39/2008 · 22. September 2008

Neue Medien – Internet – Kommunikation

Christian Stegbauer
Raumzeitliche Struktur im Internet

Andreas Hepp
Globalisierung der Medien und transkulturelle Kommunikation

Miriam Meckel
Wie Web 2.0 unsere Kommunikation verändert

Rainer Winter
Perspektiven eines alternativen Internet

Kathrin Kissau
Internetnutzung von Migranten – ein Weg zur Integration?

Uwe Buermann
Kinder und Jugendliche zwischen Virtualität und Realität

Nicola Döring
Psychische Folgen der Internetnutzung

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**

Editorial

1,3 Milliarden Menschen – ein Fünftel der Weltbevölkerung – nutzen das World Wide Web; allein Deutschland werden mehr als 42 Millionen Internetnutzer und -nutzerinnen gezählt. Das Internet, das es als Massenmedium erst seit 15 Jahren gibt, und andere „neue“ Medien erleichtern und befördern die weltweite Ausdehnung von Kommunikationsbeziehungen: die transkulturelle Kommunikation. Wissenschaftler sprechen von einer „Globalisierung der Medienkommunikation“. Diese erfolgt im Verbund mit traditionellen Medien; es handelt sich dabei weniger um „Weltkommunikation“ als um Kommunikation in regionalen Großräumen, etwa im „Kommunikationsraum Europa“.

Das Internet, internetbasierte Medien, neue Fernsehformate, die Mobiltelefonie und vernetzte Computerarbeitsplätze haben zu einer weitreichenden Informatisierung der Arbeitswelt und des Alltags geführt: mit positiven wie negativen Auswirkungen. Insbesondere Kinder und Heranwachsende laufen Gefahr, sich in der virtuellen (Erwachsenen-)Welt des Netzes zu verlieren. Kritischen Nutzerinnen und Nutzern bietet das Internet („Web 2.0“) hingegen enorm viele Informationen und Chancen – auch die der politischen Einmischung und Teilhabe.

Tatsächlich kann sich jeder – unabhängig von Hierarchien, nationalen Begrenzungen oder institutionellen Anbindungen – an globalen Kommunikationsprozessen beteiligen: vorausgesetzt er hat Zugang zum Internet. Diese Einschränkung trübt die Hoffnung, das Internet werde die Demokratisierung im Sinne einer transnationalen Öffentlichkeit rasch vorantreiben. Beteiligungs- oder Sprachbarrieren versperren nach wie vor einem großen Teil der (Welt-)Bevölkerung den Zutritt zur „Netzwerkgesellschaft“.

Katharina Belwe

Christian Stegbauer

Raumzeitliche Struktur im Internet

Wie der Raum medial überwunden wird, das konnten wir kürzlich erfahren, als unser Sohn für ein halbes Jahr in Neuseeland zur Schule ging. Sonntags frühstückten wir immer zusammen: Wir stellten das Notebook auf den Frühstückstisch und damit war die Familie wieder komplett. Woche für Woche konnten wir über Skype und eine Webcam beobachten, wie die Haare des Sohnes länger wurden. Wir bekamen die Kniewunde nach einem Sturz gezeigt und haben uns auf diese Weise so intensiv mit unserem 17-jährigen Jungen unterhalten, wie lange nicht, als er noch zu Hause war.

Christian Stegbauer
Dr. phil., geb. 1960; Privatdozent an der Universität Frankfurt am Main, Institut für Gesellschafts- und Politikanalyse, Robert-Mayer-Str. 5, 60054 Frankfurt am Main.
stegbauer@soz.uni-frankfurt.de

Wir meinten es zu erleben, wir konnten Raum und Zeit für den Moment vergessen, aber waren sie wirklich nicht mehr da? Während wir in den Tag starteten, war es in Neuseeland durch die Zeitverschiebung bereits später Abend. Das einzige Zeitfenster in der Woche, an dem wir auf diese Weise mit unserem Sohn zusammen sein konnten, war der Sonntagmorgen. Insofern blieben wir zumindest von der Zeit abhängig.

Das Verschwinden von Raum und Zeit

Phantasien darüber, dass mit der Zugänglichkeit von Daten und durch interpersonale Kommunikation über das Internet Raum und Zeit verschwinden würden, gab oder gibt es zuhauf. Das verwundert auch gar nicht, denn technisch scheint dies ja auch beinahe möglich zu sein. Wir können Informationen vom Ende der Welt abrufen. So lasen wir die Evaluationsberichte über die Schule, die unser Sohn in Neuseeland besuchen sollte. Wir fanden die Listen mit den Lehrerinnen und Lehrern und deren Fotos. Wir haben uns die Schule im Satellitenbild angesehen und auch das Haus der Gasteltern. Aus dem Weltall konnten wir den Schulweg unseres Sohnes betrachten und den Badestrand, an dem er sich verletzte. Man kann schon sagen, dass durch das Internet die Informationsdichte und die Verbreitungsmöglichkeiten auf eine neue Stufe gestellt werden. Es hat tatsächlich den Anschein, als wären alle Informationen zu jeder Zeit und von jedem Ort aus zugänglich.

Dass europäische oder amerikanische Unternehmen in Indien Belege erfassen lassen oder dorthin ihre Softwareproduktion ausgelagert haben, ist mittlerweile weithin bekannt. Es ist aber auch möglich, mit Hilfe von persönlichen Online-Assistenten tägliche Besorgungen von Indien aus erledigen zu lassen.[1] Der Assistent sitzt in einem Büro in Bangalore und erledigt Dinge, zu denen gestresste Menschen in den USA oder Europa nicht kommen. Von Indien aus organisieren diese neuen outgesourcten Mitarbeiter Partys in New York, verschicken Blumen an die Gattin, besorgen Schuhe, die sie im Internet bestellen, oder lesen den Kindern Gute-Nacht Geschichten vor.

Dieser kleine Ausschnitt an Möglichkeiten macht deutlich, dass es sich nicht nur um Phantasien handelt; es wird aber auch plastisch, dass ein anderer Prozess damit verwoben ist: die Globalisierung. Dieser Prozess läuft sicherlich bereits seit dem Zeitalter vor dem Internet. Eigentlich ist er wegen seiner weltweit verteilten Produktion das Projekt der Moderne.

In den vergangenen zwei Dekaden hat sich dieser Prozess beschleunigt. Ein Indikator dafür sind die „verlängerten Werkbänke" in Ländern mit niedrigerem Lohnniveau. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als habe das Internet dem bereits laufenden Trend einen wesentlichen Schub verliehen. Zu einfach wäre es, diesen auf die Technologie zurückzuführen. Mindestens ebenso wichtig oder wichtiger ist der politische Umbruch, der in der Zeit stattgefunden hat, wodurch diese Regionen erst voll in das Weltwirtschaftssystem integriert wurden.

[1] Vgl. www.getfriday.com (24. 6. 2008).

Durch das Internet wird aber nicht nur der wirtschaftlichen Entwicklung, der Erleichterung von Warenströmen, der Dienstleistungen und einer Vermehrung der familiären Kontakte auch ins Ausland Vorschub geleistet. Es heißt, dass auch der Kontakt zwischen einander fremden Menschen unterschiedlicher Länder und Kulturen auf ein neues Niveau gehoben werde. Virtuelle Gemeinschaften überlagerten geographische und politische Grenzziehungen, argumentiert einer der publizistischen Vorreiter.[2] Auf diese Weise seien politische Aktionen unabhängig vom Ort möglich. Tatsächlich wird immer wieder auf die Bedeutung des Internet zur Organisation von politischer Einmischung hingewiesen.

Auch in der Soziologie finden sich zahlreiche Autoren, die dieser Rhetorik folgen. So schreibt Rudolf Stichweh von der „Ortsunabhängigkeit von Adressen".[3] Die Situation sei durch Gleichzeitigkeit und Globalität geprägt. Die Bewegung, das Surfen im Internet sei vom Ort, an dem die Daten aufbewahrt werden, vollkommen unabhängig. Das Gleiten im technischen Netzwerk folge eher Assoziationen und angebotenen Links, als dass es etwas mit Geographie zu tun habe. Die Information aus Asien, Amerika oder Europa lägen alle auf derselben Ebene, es gebe keine physische Verortung bzw. diese sei völlig unerheblich, heißt es.[4] Stimmt diese Einschätzung tatsächlich über die Beobachtung des technischen Ablaufs hinaus? Dieser Frage soll im Verlauf des Textes nachgegangen werden. Zunächst folgen aber ein paar Betrachtungen zur Bedeutung von Raum und Zeit für die Erstellung von sozialen Beziehungen.

Was bedeuten Raum und Zeit?

Diese Überlegungen legen die Vermutung nahe, dass Raum und Zeit im Internetzeitalter tatsächlich keine Rolle mehr spielen. In diesem Zusammenhang können wir uns fragen, was am Raum und der damit verbundenen zeitlichen Relationen so bedeutsam ist. Wir leben an einem Ort, arbeiten dort, haben unsere sozialen Beziehungen, erledigen hier unsere Einkäufe und treffen uns mit Freunden. Dieser Raum ist physisch vorhanden, wir erleben ihn, wenn wir unsere Besorgungen machen, wenn wir ihn überwinden, um zur Arbeit zu gelangen. Georg Simmel sprach vom „einzigen allgemeinen Raum, von dem alle einzelnen Räume nur Stücke sind".[5] Dieser ausschließliche Raum ist politisch, also sozial strukturiert: Er ist in Stücke aufgeteilt, die als Einheiten gelten und von Grenzen umrahmt werden. Räumliche Grenzen sind zu dieser Zeit zu weiten Teilen auch soziale Grenzen.

Diese Unterscheidung zwischen Raum und Sozialität nimmt Leopold von Wiese explizit in seinen Hauptkategorien der Soziologie (neben sozialem Prozess und Abstand) auf.[6] Er nennt dies den *sozialen Raum* (oder – im gleichen Sinne – die soziale Sphäre). Dort spielen sich die sozialen Prozesse ab, die für die Konstitution von Beziehungen und im Sinne des Autors der Abstandsverhältnisse entscheidend sind. Von Wiese schreibt, der soziale Raum sei vom „physischen Raume zu unterscheiden". Zwar sei auch der physische Raum für das gesellschaftliche Leben von Bedeutung, aber dies sei kein Gegenstand der soziologischen Forschung. Die sozialen Prozesse spielen sich demnach im sozialen Raum ab, explizit nennt von Wiese „Verbindungen, Trennungen, Bindungen, Lösungen, Brechungen, Verteilungen, Gesellungen".[7] Diese seien in sozialräumlicher Hinsicht von Bedeutung, wobei der Sozialraum, so seine Idee, durch die Entfernungen zwischen den Personen, beispielsweise nahestehenden und entfernten Bekannten in ähnlicher Weise wie der physische Raum konstituiert würde. Allerdings sei das „Metermaß" dabei nicht anwendbar.

Fassen wir, was von Wiese als Sozialraum ansieht, weit, dann zählen die im Internet verfügbaren Informationen dazu, ebenso die Anwendungen, die explizit dazu konstruiert wurden, um einen Austausch, mithin Beziehungen darin entstehen zu lassen. Man kann in einem gewissen Sinne auch schematisierte bzw. automatisierte Verbindungen dazu rechnen: Um diese handelt es sich, wenn beispielsweise Bestellungen abgear-

[2] Vgl. Howard Rheingold, Virtuelle Gemeinschaft. Soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers (amerik.1993), Bonn u. a. 1994.

[3] Vgl. Rudolf Stichweh, Adresse und Lokalisierung in einem globalen Kommunikationssystem, in: ders. (Hrsg.), Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen, Frankfurt/M. 2000, S. 220–244.

[4] Vgl. Daniela Ahrens, Internet, Nicht-Orte und die Mikrophysik des Ortes, in: Alexandra Budke/Detlef Kanwischer/Andreas Pott (Hrsg.), Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft, Stuttgart 2004, S. 163–177, hier: S. 163.

[5] Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band 11, Frankfurt/M. 1992 (zuerst 1908), S. 690.

[6] Leopold von Wiese, System der Allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre), Berlin 1968[4], (Original von 1924), S. 110.

[7] Ebd., S. 111.

beitet werden oder Bankgeschäfte getätigt werden. Informationen werden für Adressaten nach außen und innen ins Internet gestellt. Versand und Handel sind auf rechtliche Rahmenbedingungen angewiesen, deren Entstehung und Durchsetzung als soziale Prozesse begriffen werden können. Auch sie kommen nicht ohne Menschen aus, welche die Bestellungen bearbeiten und an den Pforten und Haustüren abliefern. Freilich geschieht das In-Kontakt-Treten in einigen der geschilderten Fälle auf einer solchen Vermittlungsstufe, dass man nur mit Mühe von „sozialen Beziehungen" sprechen kann. Gleichwohl unterliegen diesen auch soziale Prozesse, nämlich bei der Herstellung der Infrastruktur für solchen Handel oder solche Produktionsprozesse. In anderen Fällen tritt klarer zutage, dass soziale Beziehungen aufgebaut werden.

Das Internet lässt sich also als sozialer Raum verstehen, in dem auf ganz unterschiedlichen Ebenen soziale Prozesse ablaufen. Aber bleiben wir noch ein wenig bei der Bedeutung des Raumes.

Der britische Soziologe Anthony Giddens hat eine Strukturierungstheorie vorgelegt.[8] Darin wird der Zeit und dem Raum eine besondere Bedeutung zugeschrieben. Insbesondere geht es um die Kopräsenz als Voraussetzung für die Herausbildung sozialer Beziehungen. Die gleichzeitige Anwesenheit an einem Ort ist nicht zufällig und genau darum kann man sie als Möglichkeitsrahmen für die Herausbildung von Beziehungsstrukturen ansehen.

Das begegnet uns überall in der Gesellschaft: Arbeitende in der Produktion beginnen ihren Arbeitstag meist recht früh oder arbeiten sogar in Schichten. Die Bankangestellten dagegen betreten erst viel später das Büro. Diese Kategorie von Beschäftigten ist allerdings immer noch im Büro, wenn sich die Arbeiter bereits auf dem Nachhauseweg befinden, und manche Studierende sind zu Veranstaltungsbeginn um 10 Uhr noch nicht ausgeschlafen. Alle drei der hier genannten Gruppen haben nur wenige Möglichkeiten im normalen Tagesablauf miteinander in Kontakt zu kommen. Die öffentlichen Verkehrsmittel transportieren an einem Morgen zwischen Betriebsbeginn und Mittag je nach Uhrzeit ganz unterschiedliche Berufsgruppen und Bevölkerungsschichten. Die Strukturierung der Gesellschaft nach der Zeit setzt sich aber auch in der Freizeit fort: Die Aktivitäten unterscheiden sich nach Bevölkerungsgruppen gewaltig. In einem etwas außerhalb von Frankfurt am Main liegenden Park, in dem Grillen erlaubt ist, wird man am Wochenende fast nur türkische Familien finden; in der Mitte des Pferderennplatzes wurde ein Übungsgelände für Golfer eingerichtet. Man kann sich vorstellen, dass es nur wenige Schnittflächen zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen gibt, die beide ihre Freizeit an der frischen Luft verbringen. Da Begegnungen zwischen den geschilderten Gruppen kaum stattfinden, kommt es nur sehr selten zu Freundschaften, werden keine Ehen untereinander geschlossen. Man lebt nebeneinander her, durchquert zwar denselben physischen Raum, kommt aber nicht in Kontakt, da man es nicht zur selben Zeit tut.

Die geschilderten Beispiele zeigen, dass sich eine Struktur von außen aufdrängt. Es gibt aber auch eine „innere Struktur", die ebenfalls im Zusammenhang mit Zeit und Ort steht. Raumzeitliche Verortungen spielen eine Rolle als Strukturierungselemente auch in einer lebensgeschichtlichen Dimension eines jeden Einzelnen. Der Discobesuch beispielsweise ist weitgehend auf die Phase der Partnerfindung begrenzt. Ältere sind auf „Ü-Partys" angewiesen, die den Tanztee der Vergangenheit weitgehend abgelöst haben. Die „Seniorenwohnanlage" mag für die gebrechlich Werdenden eine Wohnalternative sein; junge Menschen hingegen wird man dort nur als Pfleger oder Besucher finden.

Bis hierhin wurde die Kopräsenz, also die Möglichkeit zu gleicher Zeit am gleichen Ort zu sein, als begrenzendes Strukturierungsmerkmal, Beziehungen einzugehen, eingeführt. Der physische Raum ist von Bedeutung, weil an ihn die „Begegnungsorte" geknüpft sind. Dabei wurde aber auch deutlich, dass der physische Raum durch die zeitliche Strukturierung bereits gebrochen wird und kaum als eine für alle Bevölkerungsschichten gleichermaßen zugängliche Einheit angesehen werden kann.

Der physische Raum gerät, wenn wir gedanklich bei der Notwendigkeit von Kopräsenz bleiben, durch die Verkehrsmittel noch weiter durcheinander. Kann man sagen, dass sich die Entfernungen beim Durchschreiten eines Raumes zu Fuß (abgesehen von natürlichen Hindernissen) in einer einigermaßen gleichen Zeit abbilden lassen, wird dies durch die moderne Verkehrsinfrastruktur neu geordnet: Autobahnen lassen Regionen „näher

[8] Vgl. Anthony Giddens, Die Konsequenzen der Moderne, Frankfurt/M. 1995. (zuerst: The Consequences of Modernity, Cambridge 1990).

zusammenrücken“, Schnellbahntrassen ermöglichen es, täglich zwischen Orten zu pendeln, die in früheren Zeiten mehrere Tagesreisen auseinander lagen. Die Verschiebungen der „Geographie“ durch die Schnelligkeit der Verbindung zeigen sich im Verhältnis der Fernverbindung zum Nahbereich. Plastisch gemacht bedeutet das, dass für die 23 Kilometer zwischen den Stadtteilen von Frankfurt-Fechenheim und Frankfurt-Zeilsheim eine Stunde und zwanzig Minuten im städtischen Nahverkehr einzukalkulieren sind. Von Köln-Deutz zum Frankfurter Hauptbahnhof benötigt man zwanzig Minuten weniger. Eine Betrachtung der Wege*zeit* zeigt, dass die Relation der Städte Köln und Frankfurt am Main vergleichbar ist mit den Verbindungen zwischen den beiden genannten Stadtteilen. Mit der Art des Verkehrsweges ändern sich auch die Bedingungen der Möglichkeit, miteinander in Kontakt zu kommen.

Wozu diese Überlegungen zu Raum und Zeit? Nun, wir sehen, dass es durch den Einsatz moderner Verkehrsmittel zu Raumverschiebungen kommt; damit zeigt sich, dass der physische Raum durch Verkehrstechnologien gebrochen wird und dass sich dies auf den Sozialraum auswirkt. Der soziale Raum wird in sehr viele kleine, sich überlagernde Cluster zerlegt, die nur an manchen Stellen miteinander in Verbindung stehen. Nehmen wir dieses Bild mit in den nächsten Abschnitt. Dort geht es um die Repräsentation der Raumzeit im Internet.

Raum und Zeit im Internet und außerhalb

Im Internet stellen Zeit und Raum praktisch keine Barrieren dar. Orte, die schwerer erreichbar wären, wie periphere Stadtviertel, oder gut erreichbar, wie die Zentren der Großstädte, liegen technisch auf einer Ebene. Ohne die Betrachtung von sozialen Beziehungsregeln könnte man annehmen, dass diese Unterscheidung keinerlei Bedeutung mehr besitzt. Das Internet stellt sich zwar stellenweise als eine eigene Welt dar, in der es möglich ist, sich zu verlieren, sei es als Spieler oder Teilnehmer in einer Netzwerkcommunity. Man ist aber trotzdem nicht völlig losgelöst vom „normalen“ Leben. Gerade die Verbindung mit den Strukturen außerhalb des Internet machen die meisten Anwendungen so wertvoll.

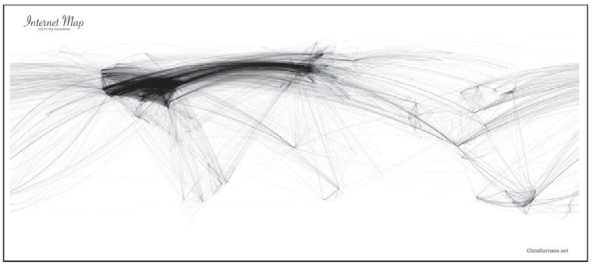
An welchen Stellen wird der Raum bedeutsam? Geographen entwickeln Karten des Internets, in denen Routerverbindungen aufgezeigt werden. Solche Karten (s. *Abbildung*) können als Indikatoren für die Beteiligungsmöglichkeiten angesehen werden. Sie sind keineswegs unabhängig vom Raum, was auf den ersten Blick erkennbar ist. Die Erste, Zweite und Dritte Welt werden deutlich sichtbar und mit ihnen die Partizipationschancen der Bevölkerung. Diese sind nicht unabhängig vom Raum und den damit zusammenhängenden sozialen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Sie sind sogar sehr abhängig davon. Die Dritte Welt ist nach wie vor abgehängt; die Beteiligungsmöglichkeiten sind einer kleinen Elite vorbehalten. Nur wenige haben Zugang zur Technik, und kaum jemand besitzt einen Computer mit Internetanschluss.[9] Ferner stellen Sprach- und Bildungsdefizite in den Ländern eine Beteiligungsbarriere dar.

Die Elite der Drittweltländer mit Zugang zum Internet hat dagegen häufig Kontakte in die Erstweltländer, sei es, dass Familienangehörige dort studieren oder arbeiten, sie selbst für ausländische Unternehmen arbeiten oder über Handelskontakte verfügen. Was aber, wenn die Sprach- und Bildungsdefizite überwunden wären? Das würde noch nicht viel bringen, denn es kommt noch schlimmer: Diejenigen, die ins Internet können, haben den Nachteil, dass dortige Angebote kaum an ihre Bedürfnisse angepasst sind.

Warum? Weil das WeltWeiteWeb einen Großteil seines Nutzens in Verbindung mit dem sozial definierten Raum außerhalb und der dort vorhandenen Infrastruktur entfaltet. Warum sollte man das Kino-Programm nachschauen, wenn es kein Kino gibt? Auch Onlinebankgeschäfte sind ohne Bankkonto sinnlos. Navigationsdienste im Internet bringen nichts, wenn man kein Auto besitzt und die Informationen über das Hotelangebot sind unbrauchbar, wenn man nicht verreist oder es keine Hotels gibt, die über eine Repräsentanz im Internet verfügen.

[9] Vgl. Uwe Afemann, Die Dritte Welt und das Internet (Beitrag für e.velop) 2004. http://www.home.uni-osnabrueck.de/uafemann/Internet_Und_Dritte_Welt/Bundespresseamt.pdf (25. 6. 2008)

Abbildung: Internetgeographie: Routerverbindungen in der Welt



Quelle: Die Daten stammen von 2007: www.chrisharrison.net/projects/InternetMap/medium/worldWhite.jpg (11. 7. 2008).

Allerdings ist es keineswegs so, dass in den Ländern, die eine Vielzahl von Verbindungen aufweisen, die Beteiligung gleichverteilt wäre. Und so, wie der geographische Raum in soziale Cluster zerfällt, fehlen auch hier wesentliche Teile, deren Vorhandensein das Internet noch wertvoller machen würde. Zu einem solchen sozialen Cluster zu gehören, das über wenige Zugänge verfügt, etwa das der älteren Frauen, ist in der Ersten Welt schlimmer als in der Dritten Welt, denn der Nutzen in der Ersten Welt ist weit größer. Da bei der überwiegenden Mehrheit der Menschen im Konsumentenalter ein Computer mit Internetanschluss zu Hause oder am Arbeitsplatz steht,[10] und vieles sich durch eine Schnittstelle zum Computer produktiver gestalten lässt, wird es zunehmend schwieriger, ohne Internet auszukommen.[11]

Die Nichtnutzung des Internet steht in einem Verhältnis zum sozialen Raum, in dem sich die Nichtbeteiligten bewegen. Dies sind eher Frauen, Ältere und Bildungsferne. Ein Großteil der populären Anwendungen, seien es interaktive Spiele oder die bekannten Vernetzungssites, zielt auf ein wesentlich jüngeres Publikum.[12] Die Verteilbörsen für das Herunterladen von Musik und Videos, welche bei Jugendlichen so beliebt sind, dürften kaum ein Angebot haben, welches auf den Geschmack der Älteren trifft. Allerdings gibt es auch Anwendungen, die sich stärker an diese sozialstrukturelle Gruppe richten, beispielsweise im Gesundheitsbereich. Dort sind es aber auch eher die Gebildeten, welche die Möglichkeiten nutzen können. Sprachbarrieren sind ebenfalls vorhanden, da der Großteil des Internet auf dem Englischen beruht. Die Zugänglichkeit des Internet als Raum ist also keineswegs gleichmäßig über die Bevölkerung verteilt, und Ausschlüsse entstehen an ähnlichen Grenzen wie im Raum außerhalb des technischen Netzes auch. Das bedeutet, dass diese sich anhand der bekannten sozialstrukturellen Kategorien rekonstruieren lassen. Nicht alle Räume können von der Bevölkerung gleichermaßen genutzt werden, und so verhält es sich auch mit dem Internet.

Betrachten wir interpersonale Kontakte im Internet, so zeigt sich, dass ein Großteil der Kommunikation den vorgängig konstituierten Anschlüssen folgt bzw. diese den Anlass dazu liefern, bestimmte Anwendungen zu installieren und zu benutzen. Dies gilt für die Messaging-Dienste (Skype, MSN oder ICQ) ebenso wie für E-Mail und die Netzwerkcommunities. Diese werden in der Regel in soziale Beziehungen integriert.[13] Es sind Vereinbarungen notwendig, bei denen ausgehandelt oder mitgeteilt wird, welcher Dienst bei wem installiert ist, welche Erfahrungen damit gemacht wurden, wer im Bekanntenkreis außerdem noch darüber verfügt etc. Auf diese Weise werden Kommunikationswege festgelegt, die in einem Zusammenhang zur raumzeitlich verankerten Beziehungsstruktur außerhalb des Netzes stehen. Die relativ neuen Netzwerk-Communities setzen genau an bereits vorhandenen Beziehungen an. Meldet man sich beispielsweise bei dem Dienst Facebook an, so wird man gefragt, ob man sein E-Mail-Adressbuch nach ebenfalls teilnehmenden Bekannten abgleichen lassen möchte. Um Kommilitonen oder Ehemalige zu finden, wird man nach der Schule oder Universität sowie dem Abschlussjahrgang gefragt. Hierdurch wird an das Beziehungs- und Freundschaftsnetz angeknüpft, welches sich an einem speziellen Ort konstituierte.

Das heißt keineswegs, dass im Internet nicht auch Beziehungen entstehen würden. Dies findet sogar häufig statt. Es gibt eine Reihe von Untersuchungen darüber. So werden Hinweise darauf gefunden, dass die äußere Möglichkeitsstruktur durch die notwendige Raum- und Zeitgleichzeitigkeit, wenn nicht außer Kraft gesetzt, so doch zumindest ein Stück weit verschoben wird. Gustavo S. Mesch und Ilan Talmud haben beispielsweise herausgefunden, dass über das Internet gewonnene Freunde in Israel hinsichtlich ihres

[10] Vgl. (N)onliner-Atlas, Eine Topographie des digitalen Grabens durch Deutschland, 2008, http://www.initiatived21. de/fileadmin/files/08_ NOA/NONLINER2008.pdf (25. 06. 2008).

[11] Ein kürzlich erlebtes Beispiel: Möchte man eine Prepaidkarte für ein Mobiltelefon aktivieren, so ist das übers Internet, Fax oder per Brief möglich. Verfügt man über die erste Möglichkeit, kann das Telefon in wenigen Stunden genutzt werden; steht nur der Postweg zur Verfügung, dauert dies mehrere Tage, und an einem Wochenende ist die Aktivierung überhaupt nicht möglich.

[12] Vgl. Gerd Paul/Christian Stegbauer, Is the digital divide between young and elderly people increasing? First Monday, Oktober 2005. www.uic.edu/htbin/cgiwrap/bin/ojs/index. php/fm/article/view/1286 (26. 6. 2008).

[13] Vgl. Christian Stegbauer, E-Mail und Organisation: Partizipation, Mikropolitik und soziale Integration von Kommunikationsmedien, Göttingen 1995.

Alters, des Geschlechts und der Herkunft etwas inhomogener sind, als die im Jugendalter üblichen Peer-to-Peer Freundschaften.[14] Dies spricht dafür, dass sich die durch die gleichzeitige Anwesenheit an einem Ort relativ starren Beziehungsvoraussetzungen lockern. Allerdings bleibt die dort festgestellte Variation in einem geringen Rahmen. Je näher die online gewonnenen Freunde räumlich und sozialstrukturell (Alter, Geschlecht) waren, umso enger war die Beziehung. Aufgehoben ist die Homogenität, die in der klassischen Soziologie als konstitutiv für Freundschaften gilt, also keinesfalls.[15] Dies kann als Zeichen dafür gedeutet werden, dass die meisten Anwendungen sich ihr Publikum suchen und dieses Publikum dann in verschiedenerlei Hinsicht homogen sein wird. Die Studie zeigt auch, dass räumliche Bezüge nicht unwichtig sind.

Durch die Begrenzungen des Raums werden politische, kulturelle und soziale Klammern erzeugt. Was im Stadtgebiet passiert, wird in der Lokalpresse aufgegriffen und von den Bürgern diskutiert. Die Fußballmannschaften treffen in den lokalen Ligen aufeinander, alle Stadtteile umfassende Feste, der Karneval, Tage der offenen Tür der Stadt, das kulturelle Angebot, die Schwimmbäder, regionale Essensspezialitäten etc. – all dies trägt dazu bei, dass der Raum als eine Identifikationseinheit ihrer Bewohner aufgefasst wird. Die Ereignisse liefern Gesprächsthemen, und durch die lokalen Bezüge wird ein Stück des Bewusstseins der Menschen geformt. Eine grenzenlose Kommunikation enthebt die dort verwurzelten Akteure ihres Kontextes und damit auch eines größeren Teils der Themen, über die kommuniziert werden kann. Diese Art der Verwurzelung erinnert an unmoderne Gesellschaftsformen mit segmentierter Differenzierung.[16] Segmentäre Gesellschaften sind an die Lokalität gebunden, also die Infrastruktur, auf die „Vor-Ort" zurückgegriffen wird. Dort sind die sozialen Gebilde, in die man hineinwächst und in denen sich der Symbolvorrat, also die Möglichkeiten für Interpretation herausbilden. Diesen wird von Alois Hahn und Herbert Willems die funktionale Differenzierung gegenüber gestellt. Sie ermöglichten Wahlverbindungen. Man muss sich nicht mit den lokal vorhandenen Beziehungen begnügen, sondern kann, gerade dann, wenn man in hoch qualifizierten Berufen tätig ist, Kontakte rund um die Welt aufbauen. Allerdings sind diese ebenfalls nicht beliebig, sondern sehr stark von der Position der Menschen abhängig.

Für die meisten Menschen spielen die lokalen Zusammenhänge eine Rolle, auch wenn in Modernisierungstheorien[17] immer wieder von „Entbettung" die Rede ist und hierfür Argumente angeführt werden können, etwa immer stärker werdende berufliche Mobilitätserwartungen und eine Ausdifferenzierung der Berufe. Man könnte auch sagen, dass gerade mobile Menschen auf das Internet angewiesen sind, um ihre Herkunftszusammenhänge nicht zu verlieren. Hinweise darauf finden sich in Untersuchungen zur Aufrechterhaltung der Kontakte zum Herkunftsort per Internet bei Migranten.[18]

Es sind nicht nur die sozialen Beziehungen zum Herkunftsland, die für eine Begrenzung der Fiktion einer Auflösung von raumzeitlichen Zusammenhängen entgegenstehen: Die Interpretation medial vermittelter Inhalte ist abhängig vom Wissen, den vorgängig vermittelten Normen und Werten und den Erfahrungen, die die Menschen gemacht haben. Am Export von Fernsehsendungen konnte gezeigt werden, dass diese lokal vermittelten Bezüge die Interpretation von Inhalten wesentlich beeinflussen.[19] Auch hier sind Ver-

[14] Vgl. Gustavo S. Mesch/Ilan Talmud, Similarity and the Quality of Online and Offline Social Relationships Among Adolescents in Israel, in: Journal of Research on Adolescence, 17 (2007) 4, S. 813–817.

[15] Vgl. Robert K. Merton, Patterns of Influence: Local and Cosmopolitan Influentials, in: ders., Social Theory and Social Structure, New York 1968, S. 441–474; Paul F. Lazarsfeld/Robert K. Merton, Friendship as Social Process: A Substantive and Methodological Analyis, reprinted in: P. L. Kendall, The varied Sociology of Paul F. Lazarsfeld, New York 1954/1982; S. 298–348.

[16] Vgl. Alois Hahn/Herbert Willems, Modernität und Identität, in: Sociologia Internationalis, 34 (1996) 2, S. 199–226.

[17] Vgl. A. Giddens (Anm. 8).

[18] Vgl. Harry Hiller/Tara M. Franz, New ties, old ties and lost ties: the use of the internet in diaspora, in: New Media & Society, 6 (2004) 6, S. 731–752; Christopher Helland, Diaspora on the Electronic Frontier: Developing Virtual Connections with Sacred Homelands, in: Journal of Computer-Mediated Communication, 12 (2007) 3, S. 956–976.

[19] Vgl. Tamara Liebes/Elihu Katz, The Export of Meaning. Cross-Cultural Readings of Dallas, New York 1990.

bindungen in den Raum vorhanden, die nicht hintergangen werden können.

Man könnte jetzt auf die Idee kommen, dass sich das Internet in der eher rationalen Geschäftswelt von räumlichen Bezügen unabhängig machen kann. Untersuchungen zeigen jedoch, dass auch virtuelle Unternehmen nicht ohne konkrete Treffen auskommen und damit im Raum gefangen sind.[20] Durch den persönlichen Kontakt wird Vertrauen geschaffen, ist doch der Umgang mit komplexen Anforderungen nur schwer durch Medien vermittelbar. Erst wenn man gelegentlich einen Wein zusammen trinkt, lässt es sich auch per E-Mail gut miteinander kommunizieren. Das Vertrauensproblem ist bedeutend, es behindert die Geschäfte über das Internet. Dessen ungeachtet sind erhebliche Wachstumsraten zu verzeichnen. Vor Bestellungen im Internet, so wird geraten, schaue man sich die Webpräsenz des Versenders an. Findet sich eine Abbildung eines physisch vorhandenen Ladens, eines Lagers oder der verantwortlichen Personen, so ist man eher geneigt, auf das Angebot einzugehen.

Die Zahl der Beispiele, auf die dies zutrifft, ist Legion: So zeichnet sich die Online-Enzyklopädie Wikipedia dadurch aus, dass unterschiedliche Autoren ganz unabhängig vom Ort, an dem sie sich befinden, an Artikeln arbeiten können. In einem Forschungsprojekt zur Kooperation in Wikipedia konnten wir jedoch zeigen, dass der Besuch von Stammtischen und anderen Treffen ganz wesentlich dazu beiträgt, in eine Führungsrolle in der Organisation Wikipedia zu gelangen. Ohne dass die Kandidaten einmal gesehen wurden, ist es fast nicht möglich, dort Administrator zu werden. „Prominent“ werden auch nur solche Teilnehmer, die nicht nur einmal auf einem lokalen Treffen waren. Dies setzt eine ausgiebige Reisetätigkeit voraus.

Ein Leben im Internet, welches unabhängig von Raum und Zeit wäre, ist weder empirisch auffind- noch vorstellbar. Wir bleiben also, trotz stark gewachsener Möglichkeiten des Datenzugriffs und der weltweiten Arbeitsteilung, an Orte gebunden. Diese Orte, ebenso wie das Internet selbst, müssen heute freilich als stärker differenziert und fragmentiert angesehen werden, als dies noch vor einigen Jahrzehnten der Fall war. Unsere raumzeitliche Verortung bleibt eine wesentliche Konstante, die uns, auch ohne dass wir es unbedingt wollen, Orientierung bietet und aus der unser Handlungsrahmen und unsere Beziehungen auch weiterhin im Wesentlichen erwachsen werden.

[20] Vgl. Gerhard Fuchs, Die Steuerung virtueller Projektnetzwerke: e-mail und schlözen, in: Christian Stegbauer (Hrsg.), Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie, Wiesbaden 2008, S. 541–554.

Andreas Hepp

Globalisierung der Medien und transkulturelle Kommunikation

Im Jahr 1977 veröffentlichte der britische Soziologe Jeremy Tunstall das Buch „The Media are American“. Während in Europa viele technische und kulturelle Innovationen im Bereich der Massenmedien stattfanden, wurden diese in den USA erfolgreich ‚industrialisiert‘ – war das Hauptargument des Autors. Rund 30 Jahre später, nämlich 2008, erschien nun Tunstalls Buch „The Media were American“. Die Kernthese dieses Buchs lautet, dass sich seit den 1980er Jahren so viel im Hinblick auf Medien in ihrem globalen Kontext geändert hat, dass das Argument, die Medien seien amerikanisch, nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. So hat man eine Zunahme kulturübergreifender Kommunikation – kurz: transkultureller Kommunikation[1] –, jedoch wird diese nicht einfach von den USA aus dominiert, sondern es bestehen hier wesentlich komplexere Kommunikationsbeziehungen. In der Fernsehserienproduktion haben beispielsweise Lateinamerika (durch die dortigen *Telenovelas)* oder Europa (mit seinen Fernsehformaten wie *Big Brother* oder *Who wants to be a Millionaire)* bzw. Indien (mit seiner Filmproduktion) gegenwärtig international einen größeren Stellenwert als amerikanische Produkte in diesen Ländern. Eine besondere Rolle spricht Jeremy Tunstall allerdings digi-

Andreas Hepp
Dr. phil., geb. 1970; Professor für Kommunikationswissenschaft am Institut für Medien, Kommunikation und Information (IMKI), Universität Bremen, Enrique-Schmidt-Straße 7, 28359 Bremen.
Andreas.Hepp@uni-bremen.de
www.imki.uni-bremen.de

[1] Zur weiterführenden Lektüre empfohlen: Andreas Hepp, Transkulturelle Kommunikation. Konstanz 2006 (UVK /UTB).
Informationen zu den erwähnten Projekten unter: http://www.imki.uni-bremen.de

talen Medien (WWW, E-Mail, Mobiltelefon etc.) zu, wenn er formuliert: „Telecommunications (not mass media) has the most global potential – since the Internet, consumer credit, and plain old phone calls use telecommunications networks.“[2]

Globalisierung der Medienkommunikation

In diesem Beitrag möchte ich die bemerkenswerte Entwicklung, auf die Tunstall hier Bezug nimmt, zum Ausgangspunkt nehmen, um auf Herausforderungen der Globalisierung der Medienkommunikation und der transkulturellen Kommunikation einzugehen. Die einleitenden Bemerkungen machen dabei deutlich, dass ich ‚neue Medien‘ und ‚Internet‘ nicht isoliert betrachten möchte, sondern im Ensemble mit den ‚traditionellen‘ Medien. Dahinter steht der Gedanke, dass sich unsere alltägliche Aneignung von Medien nicht auf Einzelmedien bezieht, sondern dass wir beispielsweise im Internet die Webseiten zu *Big Brother* in Bezug auf die gleichnamige Fernsehsendung nutzen oder wir uns per E-Mail oder am (Mobil)Telefon sowohl über unseren Alltag als auch über die Inhalte einer letzten Soap Opera oder Nachrichtensendung austauschen. Wir können also die digitalen Medien weder losgelöst von unserem weiteren Handeln noch von weiteren traditionellen elektronischen Medien sehen. Dies trifft gerade dann zu, wenn wir uns für soziale Beziehungen interessieren, für die Medienkommunikation ja nur ein Aspekt ist.

Doch was können wir uns genau unter ‚Globalisierung der Medien‘ und ‚transkulturelle Kommunikation‘ vorstellen? Wenn wir mit dem Ausdruck *Globalisierung der Medien(kommunikation)* beginnen, so helfen die zitierten Überlegungen von Jeremy Tunstall bereits weiter. Fasst man seine Argumente im Kern zusammen, so bedeutet Globalisierung mit Bezug auf Medien nicht, dass hier einzelne (beispielsweise amerikanische) Medien(konzerne) ‚die Welt kontrollieren‘. Eher geht es um ‚Vernetzung‘ oder ‚Konnektivität‘ durch Medienkommunikation. Entsprechend können wir Globalisierung der Medienkommunikation verstehen als den vielschichtigen Prozess einer fortschreitenden Zunahme weltweiter Kommunikationsbeziehungen.[3] Vielschichtig ist der Prozess insofern, als wir ihn nicht auf ein Medium oder eine Gruppe von Medien – beispielsweise die digitalen Medien – reduzieren können. Die Globalisierung der Medienkommunikation im oben skizzierten Sinne wird von Internet und Mobilkommunikation ebenso ‚getragen‘ wie von (Satelliten)Fernsehen und Film. Vielschichtig ist der Prozess aber auch, weil wir beispielsweise aus der Dominanz einzelner Konzerne auf der Ebene der Produktion keine Schlussfolgerungen in Bezug auf die Medienprodukte oder deren alltägliche Aneignung ziehen können. Allerdings bleibt die Globalisierung der Medienkommunikation – wie die Diskussion um den Digital Divide gezeigt hat[4] – auch ein in sich hoch ungleicher Prozess.

Bei einer Betrachtung von *transkultureller Kommunikation* geht es nun um eine Auseinandersetzung mit kulturübergreifenden Kommunikationsbeziehungen in diesem zunehmend globalen Kommunikationsnetzwerk. Dass hierbei nicht einfach von interkultureller oder internationaler Kommunikation gesprochen wird, verweist darauf, dass mit der Globalisierung der Medienkommunikation verschiedene Kommunikationsräume entstanden sind, die sich gerade nicht auf Staaten oder Nationalkulturen herunterbrechen lassen. Exemplarisch kann man hier an den Kommunikationsraum Europa denken – der, sofern man in ihm eine transnationale europäische Öffentlichkeit ausmacht, zentral für die Legitimation der EU bei den Bürgerinnen und Bürgern ist. Oder man kann an den Kommunikationsraum von Diaspora-Gemeinschaften denken, also von Migrantinnen und Migranten, die über verschiedene Länder hinweg verstreut leben und eine eigenständige Vergemeinschaftung („Deutschtürken“, „britische Asiaten“ usw.) bilden. ‚Transkulturell‘ hebt an dieser Stelle also darauf ab, dass kulturelle Kommunikationsräume ‚jenseits‘ traditioneller Nationalkulturen betrachtet werden, die transnational sein können (beispielsweise den Kommunikationsraum Euro-

[2] Vgl. Jeremy Tunstall, The Media Were American: U.S. Mass Media in Decline, New York 2007.

[3] Vgl. für eine solche Definition Andreas Hepp, Transkulturelle Kommunikation, Konstanz 2006, S. 67.

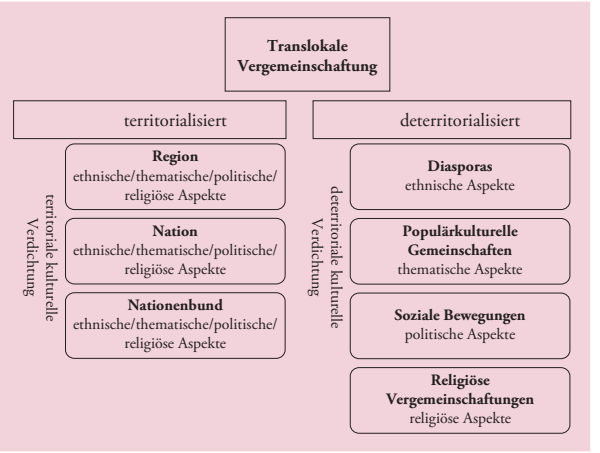
[4] Vgl. Pippa Norris, Digital Divide. Civic Engagement, Information Poverty and the Internet Worldwide, Cambridge 2001.

pas), aber auch von Nationen abkoppelnde kulturelle Phänomene (Diasporagemeinschaften).

Wie zentral eine Beschäftigung mit solchen Fragen der transkulturellen Kommunikation ist, verdeutlichen die genannten Beispiele: In der Politik wie auch in der Ökonomie haben wir seit vier Jahrzehnten eine fortschreitende Europäisierung. Gleichzeitig wird der Entwicklung einer europäischen Öffentlichkeit aber eine deutliche Trägheit unterstellt.[5] Es zeigt sich, wie relevant es ist, danach zu fragen, was transkulturelle Kommunikation für die Konstitution einer europäischen Öffentlichkeit leisten kann. Eine ähnliche Relevanz der Beschäftigung mit transkultureller Kommunikation wird deutlich, wenn man sich das Beispiel der Diasporagemeinschaften näher anschaut: Geht man von den Daten der „International Organization for Migration" aus, so ist jede 35. Person auf der Welt ein Migrant oder eine Migrantin. Ungefähr 192 Millionen Menschen leben jenseits ihres Geburtslands (sind also Migranten 1. Generation), wobei sich die weltweiten Migrationszahlen seit den 1960er Jahren um ca. 2,9 Prozent pro Jahr steigern.[6] Auch hier rückt die Frage in den Vordergrund, welchen Beitrag Medienkommunikation für den kulturellen Zusammenhalt von Diasporagemeinschaften, aber auch für deren Einbezug in die aufnehmenden Länder leisten kann. Fragen transkultureller Kommunikation sind damit kein Randphänomen, sondern betreffen die zentralen Herausforderungen der Gegenwart. Und bei solchen Problemlagen ist der Gebrauch digitaler Medien fest mit dem traditioneller Medien verwoben.

Doch wie will man solche komplexen Zusammenhänge systematisch betrachten? Eine Möglichkeit ist, bei den Vergemeinschaftungen als dauerhafte soziale Beziehungen selbst anzusetzen – Nationalgemeinschaften, Migrationsgemeinschaften etc. –, denen wir uns zugehörig fühlen. Durch Medien ist es allgemein einfacher geworden, solche Vergemeinschaftungen ‚translokal' – also über den eigenen lokalen Lebenskontext hinaus – aufrechtzuhalten. Dadurch, dass medienvermittelte translokale Kommunikationsräume durch die nationalen Sendegebiete des Rundfunks und nationalen Verbreitungsgebiete von Zeitungen bis in die 1970er Jahre hinein insbesondere national-territorial waren, galt und gilt für viele Menschen die Nation bis heute als die zentrale translokale, unter anderem durch Medien vermittelte Vergemeinschaftungsform. Mit der Globalisierung der Medienkommunikation ist diese Situation allerdings wesentlich komplexer geworden. Dies lässt sich anhand von *Abbildung 1* veranschaulichen:

Abbildung 1: Territoriale und deterritoriale Vergemeinschaftungen



Quelle: Eigene Darstellung.

Abbildung 1 verdeutlich, dass zwar auch in Zeiten der Globalisierung von Medienkommunikation die Nation eine entscheidende Bezugsgröße bleibt. Das betrifft insbesondere den Bereich der politischen Kommunikation, in dem territoriale Nationalstaaten ein nach wie vor zentraler Referenzpunkt für politische Entscheidung sind. Daneben haben aber auch andere Formen der translokalen Vergemeinschaftung an Relevanz gewonnen. Hierunter finden sich auch die bereits angeführten Beispiele, nämlich zum einen die EU als Nationenbund und der ihr entsprechende Kommunikationsraum, zum anderen die Migrationsgemeinschaften der Diaspora: Gruppen, die trotz ihrer Verstreuung über verschiedene Territorien eine (nicht selten medial vermittelte) gemeinsame ethnische Identität wahren. Um einen tieferen Einblick in Fragen der transkulturellen Kommunikation zu erhalten, sollen im Weiteren beide Beispiele näher betrachtet werden.

[5] Vgl. Jürgen Gerhards, Europäisierung von Ökonomie und Politik und die Trägheit der Entstehung einer europäischen Öffentlichkeit, in: Maurizio Bach (Hrsg.), Die Europäisierung nationaler Gesellschaften, Opladen 2000, S. 277–305.

[6] Vgl. für diese und weitere Informationen zu Migration http://www.iom.int/jahia/Jahia/lang/en/pid/3 (30. 5. 2008).

Transkulturelle Großregion: Europäische Öffentlichkeit als Beispiel

Kontextualisiert man das Beispiel Europas weiter im Hinblick auf Fragen der Globalisierung von Medienkommunikation, so wird – jenseits aller bestehenden Besonderheiten Europas – ein Muster deutlich: Mit der Globalisierung geht weniger die Etablierung einer ‚Weltkommunikation' oder ‚Weltöffentlichkeit' einher, wie es manche Theoretiker vermuten,[7] sondern vielmehr die Etablierung großregionaler Kommunikationsräume. Immer wieder genannte Beispiele für solche großregionalen Kommunikationsräume sind Lateinamerika, der Raum von Nordamerika und Australien, der chinesische Großraum sowie – wie ich hier argumentieren möchte – der „Kommunikationsraum Europa".[8] Für solche transkulturellen Großräume wurden verschiedene Namen geprägt, angefangen von – bei einer Betonung auf Sprache – „geolinguistischen Regionen"[9] bis hin zu – in Kritik eines solchen Sprachfokus' und mit einer ökonomischen Betonung – „geokulturellen Märkten".[10] Über Einzeldifferenzen hinweg kann man als konstitutives Element solcher transkulturellen Großregionen festhalten, dass bei ihnen die innere kommunikative Vernetzung mittels verschiedener Medien dichter ist, wie auch die innere kulturelle Nähe größer ist als die jeweils außerhalb vorfindbare. Transkulturelle Großregionen bleiben also intern kulturell gebrochen (beispielsweise durch Nationen), grenzen sich jedoch gleichwohl extern gegenüber anderen Regionen ab.

Doch wie konkretisiert sich transkulturelle Kommunikation innerhalb solcher Großregionen? Will man diese Frage beantworten, so wird es notwendig, einzelne Großregionen im Detail anzuschauen. Dies möchte ich im Weiteren in Bezug auf den Kommunikationsraum Europa tun und dies weiter konkretisieren, nämlich im Hinblick auf die öffentliche europäische politische Kommunikation – kurz: im Hinblick auf die Etablierung einer transnationalen europäischen Öffentlichkeit. Die Ergebnisse der empirische Forschung, auf die ich mich dabei stütze, werden im Rahmen des Forschungsprojekts „Die Transnationalisierung von Öffentlichkeit am Beispiel der EU" erhoben, das Teil des Bremer Sonderforschungsbereichs „Staatlichkeit im Wandel" ist.[11]

Insgesamt weisen unsere Forschungsergebnisse auf den widersprüchlichen Befund einer *segmentierten europäischen Öffentlichkeit* hin. Konkret wird diese in einer standardisierten inhaltsanalytischen Auswertung der Meinungsbeiträge (Leitartikel, Kommentare, Kolumnen, Gastbeiträge, Interviews und sonstige Beiträge mit meinungsbezogenem Inhalt) führender Qualitätszeitungen aus den Ländern Deutschland (FAZ), Großbritannien (The Times), Frankreich (Le Monde), Österreich (Die Presse) und Dänemark (Politiken). Die Inhaltsanalyse umfasst den Zeitraum von 1982 bis 2003, wobei in Siebenjahresintervallen je zwei künstliche Wochen der Berichterstattung ausgewertet wurden. Die Kodierung erfolgte im Hinblick auf (a) die Thematisierung nationaler, europäischer und darüber hinausgehender inter-/supranationaler Institutionen bzw. die Aufmerksamkeit, die diese genießen; (b) die wechselseitige Beobachtung der Untersuchungsländer; (c) die Herkunft der Sprecher sowie (d) die Wir-Bezüge als Indikatoren von geteilter kollektiver Identität.

[7] Vgl. beispielsweise Norbert Bolz, Weltkommunikation, München 2001; Miriam Meckel, Kommunikative Identität und Weltöffentlichkeit, in: Publizistik, 43 (1998), S. 362–375. *Anmerkung der Redaktion:* Siehe auch den Beitrag von M. Meckel in dieser Ausgabe.

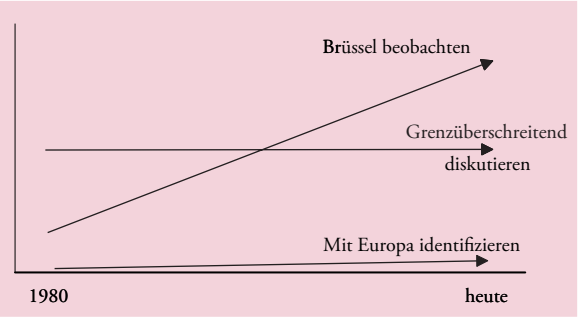
[8] Vgl. Hans J. Kleinsteuber/Thorsten Rossmann (Hrsg.), Europa als Kommunikationsraum. Akteure, Strukturen und Konfliktpotenziale in der europäischen Medienpolitik. Unter Mitarbeit von Arnold C. Kulbatzki und Barbara Thomaß, Opladen 1994; und die Beiträge in Lutz Erbring (Hrsg.), Kommunikationsraum Europa, Konstanz 1995.

[9] Vgl. John Sinclair/Elizabeth Jacka/Stuart Cunningham, Peripheral Vision, in: dies. (Hrsg.), News Patterns in Global Television, Oxford 1996, S. 1–32.

[10] David Hesmondhalgh, The Cultural Industries, London–Thousand Oaks–New Delhi 2002, S. 180 f.

[11] An dem Projekt sind – neben mir – folgende Personen beteiligt: Michael Brüggemann, Katharina Kleinen-von Königslöw, Swantje Lingenberg, Johanna Möller und Hartmut Wessler. Zu den im Weiteren umrissenen Forschungsergebnissen vgl. Michael Brüggemann/Stefanie Sifft/Katharina Kleinen von Königslöw/Bernhard Peters/Andreas Wimmel, Segmentierte Europäisierung. Trends und Muster der Transnationalisierung von Öffentlichkeiten in Europa, in: B. Peters (Hrsg.), Der Sinn von Öffentichkeit. Frankfurt/M. 2007, S. 298–321, sowie Hartmut Wessler/Bernhard Peters/Michael Brüggemann/Katharina Kleinen von Königslöw/Stefanie Sifft, Transnationalization of Public Spheres, Basingstoke 2008.

Abbildung 2: Segmentierte europäische Öffentlichkeit



Quelle: Eigene Darstellung.

Im Kern fasst die Formulierung „segmentierte europäische Öffentlichkeit" den Befund, dass sich zwar eine transnationale europäische Öffentlichkeit konstituiert, diese aber gleichwohl über die höheren kommunikativen Verdichtungen nationaler Öffentlichkeiten stark segmentiert bleibt. Die Befunde im Einzelnen werden im Folgenden in Stichpunkten formuliert *(Abbildung 2)*:

1. Brüssel beobachten: Für den Untersuchungszeitraum lässt sich zeigen, dass sich die öffentliche Aufmerksamkeit für EU-Politik über alle Untersuchungsländer hinweg von 2 auf 9 Prozent der meinungshaltigen Artikel verdreifacht hat. Gleichzeitig bleibt der Fokus auf nationale Politik bei rund 35 Prozent konstant, der Fokus auf weitergehende internationale Politik sinkt leicht von 15 auf gut 10 Prozent. Wenn man weitere Befunde wie die steigende Thematisierung von EU-Politiken als Nebenthema einbezieht, so lässt sich argumentieren, dass sich durch einen ‚geteilten Blick' nach Brüssel eine transnationale Öffentlichkeit konstituiert. Im Vergleich dazu fällt allerdings auch auf, dass der nationale Selbstbezug einen deutlich höheren und auch konstanten Stellenwert hat. Die Transnationalisierung von Öffentlichkeit führt also nicht zu einem „Abbau" nationaler Öffentlichkeit.

2. Grenzüberschreitend diskutieren: Ein anderer Befund ergibt sich, wenn man in den Vordergrund rückt, wie sich die wechselseitige Beobachtung der nationalen Öffentlichkeiten in den verschiedenen Zeitungen artikuliert. Hier zeigt sich in der Inhaltsanalyse, dass bis 2003 keine Zunahme der Diskussion über andere europäische Länder in den meinungshaltigen Artikeln zu verzeichnen war (ca. 20 Prozent gegenüber ca. 50 Prozent Berichterstattung über das eigene Land). Ähnliche Aussagen (auch im Hinblick auf Prozentanteile) können für den Bezug auf Meinungen und Positionen von Sprechern aus anderen europäischen Staaten gemacht werden. Letztlich ist über diesen Befund das Konzept der Segmentierung europäischer Öffentlichkeit hergeleitet: Während der „Blick nach Brüssel" zunimmt, stagniert der ‚Austausch untereinander'.

3. Mit Europa identifizieren: Eine Analyse der Repräsentation von Identität in der Meinungspresse mittels standardisierter inhaltsanalytischer Verfahren ist methodisch nicht unproblematisch. Eine mögliche Operationalisierung besteht in der Auswertung von Wir-Bezügen im Hinblick einerseits auf die eigene Nation, andererseits auf Europa, das heißt die Selbstpositionierung der Sprecher entweder als Angehörige einer Nation oder als Europäer. Hier lassen sich im Untersuchungszeitraum geringfügige Veränderungen einer leichten Abnahme nationaler Wir-Bezüge (von ca. 43 auf 37 Prozent) bei einer gleichzeitigen leichten Zunahme europäischer Wir-Bezüge (von unter einem auf ca. 5 Prozent) ausmachen. Die Tendenz der Entwicklung einer europäischen Identität ist – zumindest im Hinblick auf die Wir-Bezüge in der untersuchten Meinungsberichterstattung – also nur gering ausgeprägt.

Der bereits angeführten fortschreitenden Europäisierung von Wirtschaft und Politik geht folglich nicht in gleichem Maße mit der Entstehung einer transnationalen europäischen Öffentlichkeit einher. Um das in der Segmentierung europäischer Öffentlichkeit aufscheinende Beharrungsvermögen nationaler Öffentlichkeiten im Bereich politischer Kommunikation zu erklären, wird in der Forschung auf soziokulturelle Differenz verwiesen, oder wie es Bernhard Peters formuliert: „Öffentlichkeiten haben einen sozialen und kulturellen Unterbau, der nicht allein aus Medienmärkten und Medienorganisationen besteht."[12] Die unterschiedlichen nationalen *politischen Diskurskulturen* innerhalb Europas scheinen also zentral für die Erklärung der Segmentierung europäischer Öffentlichkeit zu sein. Gleichzeitig lassen sich umgekehrt Ansätze der Etablierung einer europäischen politischen Diskurskultur ausmachen. Doch was kennzeichnet die verschiedenen nationalen politischen Diskurskulturen? Und im Hinblick auf welche Aspekte entwickelt sich eine europäische politische Diskurskultur? Diese Fragen untersuchen wir aktuell

[12] Bernhard Peters, Der Sinn von Öffentlichkeit. Frankfurt /M. 2007, S. 363.

durch verschiedene Länderstudien. Erst über ein besseres Verständnis dieser politischen Diskurskulturen – so unsere Hypothese – lässt sich die Segmentierung der europäischen Öffentlichkeit angemessen erklären.

Deterritoriale Vergemeinschaftungen: Das Beispiel kommunikativer Mobilität in Diasporas

Das zweite Beispiel für Prozesse transkultureller Kommunikation – die Medienkommunikation in Migrationsgemeinschaften der Diaspora – ist gänzlich anders gelagert, erscheint aber ebenso zentral für ein Verständnis der Globalisierung der Medien bzw. der transkulturellen Kommunikation. Innerhalb der bisherigen Migrationsforschung standen Massenmedien im Hinblick darauf im Zentrum, welchen Beitrag sie für die ‚Integration' von Migranten in Nationen leisten.[13] Mit fortschreitender Globalisierung der Medienkommunikation wurde die Lage aber vielfach komplexer: Einerseits haben seit den 1980er Jahren Angehörige von Diasporagemeinschaften auch in der ‚Fremde' beispielsweise über Satellitenfernsehen oder Videos einfachen Zugriff auf massenmediale Inhalte in ihrer Sprache. Andererseits waren in Diasporagemeinschaften seit langem „neotraditionale", „kleine Medien" zentral:[14] Zirkulierende Newsletter, selbst fabrizierte Audio- und Videokassetten oder Briefe haben auch bisher die Diasporagemeinschaften ‚zusammen'gehalten – und an deren Stelle sind nun mit fortschreitender Globalisierung der Medienkommunikation zunehmend digitale Medien wie WWW, E-Mail, Chat und Mobiltelefon getreten. Dieser Wandel hat uns veranlasst, in dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Projekt „Integrations- und Segregationspotenziale digitaler Medien am Beispiel der kommunikativen Vernetzung von ethnischen Migrationsgemeinschaften" die Vernetzung der Diasporagemeinschaften von Türken, Russen und Marokkanern in Deutschland zu untersuchen.[15] Unsere ersten, vorläufigen und sich auf ausgewählte türkische Gruppen beziehenden Ergebnisse weisen dabei darauf hin, dass die in der alltäglichen Etablierung digitaler Medien greifbar werdende Globalisierung der Medienkommunikation eine „kommunikative Mobilität" in der Diaspora ermöglicht – kurz: eine mehr oder weniger intensive kommunikative Vernetzung, während man selbst als Migrant oder Migrantin ‚in Bewegung' ist. Dabei scheinen die Vernetzungspraktiken der Diaspora-Angehörigen insbesondere auf drei Punkte abzuheben, nämlich erstens auf deren Transmedialität, zweitens auf den Druck kommunikativer Mobilität und drittens schließlich auf die segmentierte kommunikative Vernetzung.

1. Transmedialität der Vernetzung: Von uns bisher geführte qualitative Interviews und qualitative Netzwerkkarten – Zeichnungen, wie Migrantinnen und Migranten ihre kommunikative Vernetzung mit digitalen Medien selbst sehen (*Abbildung 3*) – zeigen, dass aus dem Blickwinkel der Befragten unterschiedliche Gruppen von Kommunikationspartnern der zentrale Bezugspunkt der kommunikativen Vernetzung sind. Es geht um deren persönliche Kommunikationsnetzwerke, nicht um die ‚Grenzen' unterschiedlicher Medien. Die kommunikative Konnektivität zu den unterschiedlichen Gruppen von Menschen ist ‚transmedial' in dem Sinne, dass sie über verschiedene Medien realisiert wird. Einzelne Medien haben hierfür unterschiedliche Potenziale.

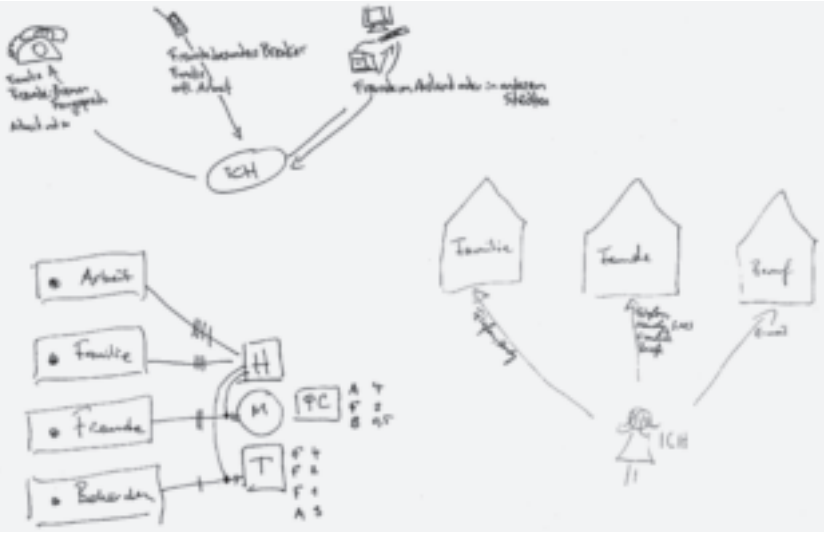
So werden unterschiedliche Medien dazu verwendet, verschiedene Aspekte lokaler Mobilität zu gestalten. Beispielsweise werden E-Mail, WWW und das Telefon tendenziell dazu gebraucht, biografische lokale Mobilität (örtliche Mobilität im Lebensverlauf) zu managen: Diese Medien machen es einfacher, auch bei bestehenden räumlichen Distanzen insbesondere mit Familienmitgliedern und Freunden ‚in Kontakt' zu bleiben, entweder

[13] Vgl. beispielsweise Horst Pöttker, Soziale Integration. Ein Schlüsselbegriff für die Forschung über Medien und ethnische Minderheiten, in: Rainer Geißler/ders. (Hrsg.), Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland, Bielefeld 2005, S. 25–43.

[14] Vgl. Daniel Dayan, Media and Diasporas, in: Jostein Gripsrud (Hrsg.), Television and Common Knowledge, London–New York 1999, S. 22.

[15] An dem seit Juni 2008 laufenden Projekt sind neben mir Cigdem Bzdag und Laura Suna beteiligt. Die folgenden Argumente stützen sich auf erste vorläufige Forschungsergebnisse. Vgl. hierzu Andreas Hepp, Kommunikative Mobilität in der Diaspora: Eine Fallstudie zur kommunikativen Vernetzung der türkischen Minderheiten-Gemeinschaft, in: Merz, (2007) 6, S. 36–46.

Abbildung 3: Freie Netzwerkkarten von Migrantinnen und Migranten



Quelle: Eigene Darstellung.

auf der Ebene personaler Kommunikation (E-Mail, Telefon) oder auf der Ebene von gemeinschaftsbezogener Kommunikation (beispielsweise über so genannte WWW-Ethno-Portale). Zusammen mit dem Medium E-Mail erscheint das Mobiltelefon als das Medium, mit dem situative lokale Mobilität (örtliche Mobilität im Tages-, Wochen- und Monatsverlauf) gemanagt wird, indem es die Möglichkeit eröffnet, direkt mit Leuten in Kontakt zu sein während man ‚in Bewegung' ist. Eine weitreichende lokale Mobilität, wie wir sie bei Migrantinnen und Migranten finden, wird erleichtert durch die Aneignung verschiedener Medien, um eigene Kommunikationsnetzwerke und damit auch Vergemeinschaftungen translokal aufrecht halten zu können.

2. ‚Druck' kommunikativer Mobilität: Wenn wir die unterschiedlichen, von uns bisher untersuchten Fälle vergleichen, bekommen wir einen erstaunlichen Einblick, erfahren, was ‚Druck' zur kommunikativen Mobilität heißt. Es fällt auf, dass jede interviewte Person seine oder ihre eigene Motivation, digitale Medien und hierin insbesondere das Mobiltelefon zu besitzen, als durch andere vermittelt beschreibt. Bei diesen kann es sich um die unmittelbare Familie handeln – die gerade in Migrantengruppen nach wie vor einen sehr hohen Stellenwert einnimmt. ‚Druck' kann aber auch etwa von Mitgliedern der Migranten-Hip-Hop-Jugendkultur kommen oder aus dem beruflichen Umfeld.

Wenn wir diese Ergebnisse auf unsere Überlegungen zur kommunikativen Mobilität rückbeziehen, wird deutlich, in welchem Maße die Aneignung des Mobiltelefons an lokale Mobilität gebunden ist. Hier geht es zuerst einmal um ganz allgemeine Aspekte, wie den, dass das heutige Berufsleben zunehmend durch Mobilität und die damit verbundene Notwendigkeit der Erreichbarkeit in Bewegung gekennzeichnet ist. Darüber hinaus scheinen aber auch weitere Aspekte des ‚Drucks' kommunikativer Mobilität für die interviewten Angehörigen der türkischen Diaspora zu bestehen, die mit deren kultureller Zugehörigkeit zusammenhängen: Das Mobiltelefon ist für diese auch eine Technologie, die es ihnen ermöglicht, mit der Familie bzw. (Migranten-)Jugendkultur in einer intensiven kommunikativen Verbindung zu bleiben – und ein gewisser ‚Druck' dazu wird in diesem kulturellen Kontext mit dem Mobiltelefon verbunden. Insgesamt kommt dem ‚Verbunden-Sein' durch das Mobiltelefon eine wichtige Rolle im Alltagsleben der von uns Befragten zu. Digitale Medien sind als Technologien gerade auch verbunden mit der Erwartung, innerhalb von Diaspora-Gemeinschaften kommunikativ vernetzt zu sein, in denen biografische Mobilität wie auch lokale Mobilität vergleichsweise hoch sind.

3. Segmentierte kommunikative Vernetzung: Im Hinblick auf Gesamtfragen der kommunikativen Vernetzung verweisen die Ergebnisse unserer bisherigen Forschung darauf, welchen Stellenwert kommunikative Mobilität für jeden der Interviewten hat: Sie wollen ‚in Verbindung bleiben', insbesondere mit ihren Freunden, Familien und anderen Mitgliedern ihrer Diaspora, die verstreut über Deutschland und andere Länder leben. Mit verschiedenen digitalen Medien wird dieses ‚in Verbindung bleiben' zunehmend einfach gestaltbar.

Vor diesem Hintergrund können wir – und dies ist der Punkt, der an dieser Stelle insbesondere interessiert – die oben bereits angesprochenen Tendenzen zu einer Segmentierung der kommunikativen Vernetzung ausmachen. Gemeint ist damit, dass die kommunikative Vernetzung nicht fokussiert ist auf einen ‚globalen Kosmopolitismus', der als (eine) mögliche Folge einer gerade mit den digitalen Medien fortschreitenden Globalisierung der Medienkommunikation gerne diskutiert wird.[16] Vielmehr ist sie ausgerichtet auf bestehende kulturelle Segmente wie die Familie, Freundschaftsnetzwerke oder das Netzwerk der türkischen Diaspora insgesamt. Dabei hat mit den digitalen Medien diese kommunikative Vernetzung einen deterritorialen Horizont, das heißt sie erstreckt sich über verschiedene soziokulturelle Territorien hinweg.

Folgerungen: Herausforderungen transkultureller Kommunikation

Wie lassen sich nun solche unterschiedlichen Forschungsergebnisse, wie sie bisher referiert wurden, insgesamt einordnen? Sie verweisen zunächst einmal auf die Komplexität gegenwärtiger transkultureller Kommunikationsbeziehungen: Es reicht nicht mehr aus, sich damit auseinanderzusetzen, wie durch Medien eine kommunikative Integration ‚in' einen Nationalstaat erfolgen kann bzw. wie ‚zwischen' Nationalstaaten kommuniziert wird. Mit der Globalisierung der Medienkommunikation haben wir vielfältige transkulturelle Kommunikationsbeziehungen, die es in ihrem Kontext kritisch zu betrachten gilt. Dabei haben wir gesehen, dass es in Bezug auf Vergemeinschaftung nicht sinnvoll ist, digitale Medien isoliert zu betrachten. Wir kommen weiter, wenn wir deren Analyse in die Auseinandersetzung mit anderen Medien einbetten. Oder bezogen auf den Titel des Themenhefts „Neue Medien – Internet – Soziale Beziehungen" formuliert: In dem Moment, wo wir Fragen der „sozialen Beziehungen" im Hinblick auf die Globalisierung der Medien in den Fokus rücken, sind wir gezwungen, die Betrachtung neuer Medien und des Internets weiter zu kontextualisieren.

Die bisherigen Argumente verweisen aber auch auf konkrete Herausforderungen, die es im Hinblick auf transkulturelle Kommunikation geben (kann). So besteht eine grundlegende Herausforderung darin, existierende kulturübergreifende Kommunikationsbeziehungen in ihrer Vielfalt ernst zu nehmen und zu erfassen. Dabei hat transkulturelle Kommunikation ein großes Potenzial, ist doch mit ihr die Möglichkeit verbunden, kulturenübergreifende Kommunikationsräume zu schaffen. Diese bieten beispielsweise – etwa in Bezug auf die europäische Öffentlichkeit – Möglichkeiten transkultureller Verständigung oder – in Bezug auf Diasporas – die Möglichkeit der Stabilisierung ethnischer Vergemeinschaftung, während man selbst in Bewegung sind. Umgekehrt kann transkulturelle Kommunikation aber auch Probleme bereiten – angefangen von (einfachen) Missverständnissen bis hin zu ausgewachsenen (Kommunikations)Konflikten. Ein prominentes Beispiel hierfür war im Jahr 2006 die Karikaturen-Serie „Muhammeds ansigt" („Das Gesicht Mohammeds") in der dänischen Tageszeitung „Jyllands-Posten", die – verbreitet über ein im Internet und persönliche Netzwerke zirkulierendes Dossier – in verschiedenen muslimischen Ländern, aber auch in Europa Proteste auslöste. An diesem Beispiel wird das Konfliktpotenzial deutlich, das dadurch entsteht, dass auch an regionale bzw. nationale Publika adressierte Medienprodukte prinzipiell transkulturell verfügbar sind. Gerade solche Konflikte zeigen uns, dass wir Medienkommunikation nicht (mehr) in einem engen nationalen Rahmen denken dürfen. Vielmehr ist ein sorgfältiger Blick auf transkulturelle Kommunikation notwendig, wenn man den mit der Globalisierung der Medien einhergehenden Herausforderungen angemessen begegnen möchte.

[16] Vgl. John Tomlinson, Globalization and Culture, Cambridge – Oxford 1999, S. 181 – 207.

Miriam Meckel

Aus Vielen wird das Eins gefunden – wie Web 2.0 unsere Kommunikation verändert

Web 2.0 beschreibt das Phänomen eines veränderten Internet, in dem sich Vielfalt über die Kreativität der vielen Einzelnen definiert. Das klingt eher technisch, bürokratisch und nach einem Softwareupgrade als nach einer emergenten neuen Form des sozialen Miteinanders. Natürlich steckt all dies auch im Begriff Web 2.0, den Tim O'Reilly im Jahre 2004 prägte, um das neue Internet, die nächste Entwicklungsstufe des globalen Daten- und Kommunikationsnetzes, zu beschreiben.[1] Aber das zugrunde liegende Phänomen einer durch technische Innovationen ermöglichten neuen Form des sozialen Miteinanders mit all seinen Folgen für die Kommunikation in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft bedarf einer Bestimmung, die nicht nur den Veränderungen der Technik, sondern auch jenen der Kommunikation in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft gerecht wird.[2] Web 2.0 ermöglicht die selbst organisierte Interaktion und Kommunikation der Nutzerinnen und Nutzer durch Herstellung, Tausch und Weiterverarbeitung von nutzerbasierten Inhalten über Weblogs, Wikis und Social Networks. Über kommunikative und soziale Vernetzung verändern die Nutzer die gesellschaftliche Kommunikation – weg von den Wenigen, die für Viele produzieren, hin zu den Vielen, aus denen Eins entsteht: das virtuelle Netzwerk der sozial und global Verbundenen.

Miriam Meckel
Dr. phil., geb. 1967; Professorin für Corporate Communications und geschäftsführende Direktorin des Instituts für Medien- und Kommunikationsmanagement an der Universität St. Gallen, Schweiz.
miriam.meckel@unisg.ch
www.miriammeckel.com

Diese Veränderung durch die Vernetzung, die im Internet zwischen einer endlosen Zahl unterschiedlicher Knotenpunkte möglich ist und beispielsweise in der redaktionellen Nutzung des Netzes über Weblogs und andere Contentsysteme qua Verlinkung und Verweis funktioniert, bringt langfristig ein gewandeltes Gesellschaftsmodell hervor, das sich als eine Netzwerkgesellschaft beschreiben lässt. Diese steht für einen veränderten Zugriff auf Informationen, veränderte Wissensstrukturen und neue Kommunikationsstrategien: Lineare werden durch reflexive Strukturen ersetzt, Hierarchien weichen Netzwerken – und dies zum Nutzen aller. In einem Papier der RAND-Corporation über dezentralisierte Netzwerke wurden schon 1964 die Vorteile solch einer Vernetzung beschrieben, die auch derzeitige rapide gesellschaftliche Durchdringungen von Web 2.0-Angeboten erklärt:[3] Solch dezentrale Netzwerkstrukturen, aus denen das Internet – wie wir es heute kennen – entstand, wurden ursprünglich entwickelt, um militärischen Zwecken zu dienen und um im Ernstfall den Ausfall eines Netzteils durch andere Teile kompensieren zu können. Ein dezentrales Netzwerk kann schnell auf Veränderungen im Netzwerk reagieren und Datenströme umleiten. Diese Unsteuerbarkeit und Unangreifbarkeit macht auch im nichtmilitärischen Bereich den Reiz des Netzes aus: Sie erschwert es, Informations- und Kommunikationsströme zu beherrschen oder zu monopolisieren. Natürlich gibt es auch im Netz zeitweilig erfolgreiche Versuche der Zensur, etwa in der Volksrepublik China. Aber sie sind die Ausnahme und werden immer wieder durch clevere Nutzer durchkreuzt. Das Internet erschwert es dem Souve-

[1] Vgl. Tim O'Reilly, Web 2.0: Compact Definition?, in: http://radar.oreilly.com/2005/10/web-20-compact-definition.html (15. 7. 2008).
[2] Vgl. Howard Rheingold, Smart mobs. The next social revolution transforming cultures and communities in the age of instant access, Cambridge 2002; Tim O'Reilly, Web 2.0 Compact Definition: Trying again, Sebastopol 2006; Raimund Hoegg/Miriam Meckel/Katarina Stanoevska-Slabeva/Robert Martignoni, Overview of business models for Web 2.0 communities. Paper presented at the GeNeMe, Dresden 2006.
[3] Vgl. Paul Baran, On distributed communications: Introduction to distributed communication networks, RAND-Corporation Memorandum RM-3420-PR, August 1964, in: http://www.rand.org/pubs/research_memoranda/2006/RM3420.pdf (15. 7. 2008).

rän wie nie zuvor in der Weltgeschichte, seinen Untertanen Kreativität zu verbieten. Wer kommunizieren will, kann dies tun, und wer ein Thema ins Netz einspeisen will, ist auf Dauer nicht daran zu hindern. Er oder sie findet immer einen Zugangs- und Knotenpunkt, über den die Information durchs Netz diffundieren kann. Diese Zugangs- und Nutzungsmöglichkeiten sind durch die Aktivierung der Nutzer über selbst produzierte Inhalte (*user generated content*) in einem weiteren wesentlichen Schritt egalisiert und damit demokratisiert worden.

Die Vernetzung ist damit weit mehr als eine technische Verbindung zwischen zahlreichen Computern überall auf unserer Welt. Sie stellt vielmehr eine neue Form der kommunikativen Selbstorganisation dar. Die ersten Ansätze dazu hatte bereits Web 1.0 gebracht, das als interaktive Plattform jedem Nutzer über eine IP-Adresse (*Internet Protocol*) ermöglichte, digitalisierte Informationen zu erhalten und mit anderen zu kommunizieren. Im Web 2.0 können die Nutzer diese Informationen neu zusammensetzen, mit anderen Nutzern teilen und gemeinsam etwas neues produzieren. Mit der durch technische Innovation ermöglichten Kapazitätserweiterung des Internets kann sich so auch das Verhältnis der Wenigen zu den Vielen ändern, und damit unsere ganze Gesellschaft.

Die Analogie zum Wirtschaftssystem drängt sich auf, weil es im neuen Netz um einen anderen Umgang mit Informationsgütern geht, die auf virtuellen Märkten angeboten werden, und zwar nicht mehr allein unter den Bedingungen der Regeln, die wir aus unserem analogen Wirtschaftssystem kennen. Darin unterscheiden wir bislang grundsätzlich zwei Organisationsmodi: das Unternehmen und den Markt. Beide wirken zusammen, wenn auch über unterschiedliche Koordinationsansätze. Unternehmen koordinieren Ressourcen (wie etwa Mitarbeiter, Kapital), was in der Regel durch eine hierarchische Ausgestaltung des Managements erfolgt. Märkte koordinieren Angebot und Nachfrage über den Preis. Web 2.0 bringt nun einen neuen Koordinationsmechanismus in Spiel: die Koordination über die Tauschwerte Aufmerksamkeit und Beachtung. Communities (virtuelle Gemeinschaften) koordinieren die Herstellung informations- und kommunikationsbasierter Güter in einem selbstorganisierenden und emergenten Prozess. Der Wert dieser Güter entsteht aus der ihnen in diesem kollektiven Prozess zugewiesenen Aufmerksamkeit. Sie sind nutzerbasiert und folgen dem *Open-Source*-Prinzip. Das bedeutet, jeder kann in den Herstellungsprozessen mittun, diese mitgestalten, den „Code" der Informationsgüter weiterschreiben. Yochai Benkler beschreibt die Netzwerkökonomie als „the rise of nonmarket production to much greater importance", in der „every (. . .) effort is available to anyone connected to the network, from anywhere, [which] has led to the emergence of coordinate effects, where the aggregate effect of individual action (. . .) produces the coordinate effect of a new and rich information environment".[4] Die neueren Entwicklungen der Netzwerkgesellschaft reichen über die Frage der Teilhabe an Märkten durch technische Anschlussfähigkeit weit hinaus: Es geht also um die Teilnahme am Herstellungsprozess dieser Informations- und Kommunikationsgüter in einer „culture of participation",[5] und damit um die Veränderungen der Kommunikationssoziologie und -ökonomie unserer Gesellschaft.

Die Gesetze der Peer Production

Diese neuen Koordinationsmechanismen charakterisieren auch die veränderten Kommunikationsverhältnisse in der Netzwerkgesellschaft. Der Netzphilosoph David Weinberger beschreibt, wie das Web in seiner Grundstruktur auch unsere Kommunikationsformen prägt und verändert. Nachdem die zentralen Kontrollpunkte für die Verwaltung von Inhalten entfernt wurden, entsteht im Web eine locker verbundene Sammlung von Inhalten und Verbindungen (Links) in einem Ausmaß, das bislang einmalig und in seiner Entwicklung unabsehbar ist. In diesem Web finden sich unzählige Einzeldokumente („small pieces loosely joined"), die beliebig verbunden und zusammengesetzt werden können. Was das Web mit den Inhalten gemacht hat, das macht es nun auch mit unseren Institutionen und Strukturen – und mit uns

[4] Yochai Benkler, The Wealth of Networks. How Social Production Transforms Markets and Freedom, New Haven 2006, S. 4 f.

[5] Erick Schonfeld, The Economics of Peer Production. Could the culture of participation threaten the existence of the firm?, in: http://business2.blogs.com (31. 10. 2005).

selbst: Auch wir Menschen sind flexibel und in vielen Varianten miteinander verbunden in diesem Netz der kommunikativen Verbindungen.[6]

Dieser Prozess beschleunigt und verstärkt sich in den letzten Jahren: Das Web 1.0 war noch aus Seiten zusammengesetzt, die in einer bis dahin unbekannten Art und Form über Hypertext verlinkt waren, wodurch sich eine erste Stufe der dreidimensionalen (horizontal, vertikal und räumlich) Vernetzung ergab – im Vergleich zu heute allerdings in statischer Form. Das Web 2.0 konstituiert sich hingegen flexibel daraus, was Menschen im Netz anbieten und wie sie sich miteinander verbinden. Es sind nicht mehr nur die Seiten, die verlinkt sind, sondern auch die Menschen vernetzen sich täglich neu und anders. Sie bilden in diesen Vernetzungsprozessen flexible Communities, die immer neue Inhalte hervorbringen, indem sie Neues einstellen oder Bestehendes anders zusammensetzen.

Ein Beispiel hierfür ist Wikipedia: Die Internet-Enzyklopädie entsteht durch die gemeinschaftliche Produktion von Einträgen zu allen vorstellbaren Themen und Fragen dieser Welt. Eine beliebige Zahl von Autoren schreibt an den einzelnen Einträgen mit und überprüft sie permanent. Dieses Verfahren ist schnell und sehr flexibel; das Produkt ist viel aktueller als es beispielweise die gedruckte Ausgabe der „Encyclopaedia Britannica" jemals sein könnte. Und die Qualität der Ergebnisse ist – kürzlich belegt durch eine Studie der Wissenschaftszeitschrift „Nature" – interessanterweise nahezu gleichwertig.[7] Dieser Prozess kann als Peer Production[8] bezeichnet werden: die Kooperation Gleichgestellter und Gleichgesinnter in losen Netzwerken zur Herstellung von informationsbasierten Gütern und Dienstleistungen. Sie scheint durch drei Gesetzmäßigkeiten gekennzeichnet:

1. *Partizipation*: Jeder kann sich an allen Kommunikationsprozessen beteiligen – unabhängig von Hierarchien oder institutionellen Anbindungen. Für viele Macher und Nutzer des Netzes bedeutet das die Demokratisierung der Informations- und Medienwelt;

2. *Emergente Vernetzung*: Wer etwas Neues ins Netz einbringt, verändert mit seinem Beitrag Inhalt und Qualität des gesamten Angebots für alle Netznutzer. Nach dem Motto: Meine Produktivität wächst, wenn du ins Netz gehst; deine Produktivität wächst, wenn ich ins Netz gehe;

3. *Transparenz*: Diese Prozesse der Herstellung und Bereitstellung von Informationen und Kommentaren im Netz sind absolut transparent, also nachvollziehbar. Jeder Beitrag kann diskutiert, in seinen Einzelteilen überprüft, bestätigt oder in Frage gestellt werden.

Neu an dieser Veränderung der informationellen Güter in der Netzwerkgesellschaft ist die Kombination individueller Informationen, Bewertungen und Vorlieben zu einem Gesamten – ein Prozess, der unter dem Begriff der „Weisheit der Vielen" bekannt geworden ist. Ergebnis der kollaborativen Informationsherstellung und -verarbeitung durch ein vernetztes Kollektiv ist eben nicht ein kleinster gemeinsamer Nenner, sondern Exzellenz, die der Einzelne alleine für sich in der Regel nicht herstellen und gewährleisten kann. „Für gewöhnlich bedeutet Durchschnitt Mittelmaß, bei Entscheidungsfindungen dagegen oft Leistungen von herausragender Qualität. Allem Anschein nach sind wir Menschen also programmiert, kollektiv klug und weise zu sein."[9]

Die Kraft des „kollektiven Wir" hat sich erst durch die Entwicklung der digitalen Technologien in Verbindung mit dem Internet voll entfalten können und die Kommunikationsprozesse in unserer Gesellschaft sowie deren Produkte, die immateriellen Informations-, Meinungs- und Kulturgüter, enthierarchisiert und dezentralisiert. Das gilt etwa auch für die Art und Weise, in der Themen in den öffentlichen Diskurs eingebracht und auf die aktuelle Agenda dieses Diskurses gesetzt werden.

[6] Vgl. David Weinberger, Small Pieces Loosely Joined. A Unified Theory of the Web, New York 2002.

[7] Vgl. Jim Giles, Internet encyclopaedias go head to head. Jimmy Wales' Wikipedia comes close to Britannica in terms of the accuracy of its science entries, a Nature investigation finds, in: http://www.nature.com/news/2005/051212/full/438900a.html (27. 8. 2007). *Anmerkung der Redaktion:* Siehe hierzu auch den Beitrag von Christian Stegbauer in dieser Ausgabe.

[8] Vgl. Yochai Benkler, Coase's Penguin, or, Linux and The Nature of the Firm, in: The Yale Law Journal, 112 (2002/2003), hier in: http://www.yale.edu/yalelj/112/BenklerWEB.pdf (15. 7. 2008).

[9] James Surowiecki, Die Weisheit der Vielen. Warum Gruppen klüger sind als Einzelne und wie wir das kollektive Wissen für unser wirtschaftliches, soziales und politisches Handeln nützen können, München 2005, S. 33. Vgl. auch Barry Libert/Jon Spector, We are smarter than me. How to unleash the power of crowds in your business, Upper Saddle River, New Jersey 2008.

Weblogs: Agenda Setting im Web 2.0

Kommunikationsplattformen der „Netzwerkgesellschaft“ sind vor allem Weblogs, deren Anzahl inzwischen laut Technorati auf weltweit mehr als 70 Millionen gewachsen ist. Die Blogosphäre (Gesamtheit aller Weblogs) wächst mit 120 000 neuen Weblogs pro Tag ebenso rasant, wie sich das Mitteilungsbedürfnis der Teilnehmerinnen und Teilnehmer (Blogger) entwickelt hat: Sie stellen weltweit pro Tag etwa 1,4 Millionen Postings ein.[10]

Weblogs gelten als eigenständiges Format in der neuen Kommunikationsmatrix der Netzwerkgesellschaft, weil ihre Inhalte in chronologischer Form geordnet und in dialogorientierter Weise auf einer Website dargestellt werden und die Teilnehmer in einem zuweilen sehr persönlichen Kommunikationsstil über persönliche Einstellungen, Bewertungen und Erfahrungen schreiben können. Weblogs sind zwar oftmals hochgradig subjektiv, haben sich aber vielleicht gerade deshalb zu einer nachhaltigen kommunikativen Einflussgröße entwickelt. Insofern ist es nicht erstaunlich, dass ihre wissenschaftliche Analyse bislang nur kursorisch erfolgt. Viele wissenschaftliche Veröffentlichungen aus den vergangenen Jahren konzentrieren sich auf die Beschreibung des Phänomens (Andrew O’Baoill) sowie dessen Klassifizierung (Ansgar Zerfass/Dietrich Boelter),[11] während die Faszination dieser neuen Kommunikationsplattformen davon ausgeht, dass sie eben nicht klassifizierbar oder steuerbar sind. Dennoch macht die Vernetzung der Teilnehmer über Blogs die „Mundpropaganda“ inzwischen zu einem wichtigen Multiplikations- und Verstärkungsinstrument für das Agenda-Setting im Netz.[12]

Ein Beispiel aus der Wirtschaft: Im Juni 2005 beschwerte sich der professionelle US-Blogger Jeff Jarvis in seinem Blog „buzzmachine“ über seinen neuen DELL-Computer. Er hatte beim Kauf zusätzlich für einen Service bezahlt, der garantieren sollte, dass der PC durch einen Techniker im Falle eines Problems bei ihm zu Hause repariert würde. Die Firma DELL war offenbar nicht in der Lage, diesen Service zur Verfügung zu stellen. Nach einigen Auseinandersetzungen mit DELL begann Jeff Jarvis in seinem Blog über das Problem zu berichten. In seinem zweiten Posting über den mangelhaften Kundenservice von DELL kreierte Jeff Jarvis den Begriff „DELL Hell“. Eine Abfrage bei Google ergab vier Wochen nach Beginn der Weblog-Debatte über die Servicequalität von DELL 3,5 Millionen Treffer. Inzwischen hatten sich unzählige weitere unzufriedene Kunden der Diskussion im Blog von Jeff Jarvis, aber auch auf weiteren Kommunikationsplattformen angeschlossen. Eine Diffusionsanalyse der Kommunikationsbeziehungen in der Netz-Community zur Servicequalität von DELL zeigt,[13] dass erstens Weblogs die Kommunikationsstrukturen rund um das Issue Kundenzufriedenheit bei den Produkten und Services des Unternehmens DELL dominieren und zweitens 37 Prozent aller Verlinkungen der Informationsströme rund um dieses Issue auf den Blogger Jeff Jarvis zurückgehen. *Fazit:* Die beschriebenen Besonderheiten der informations- und kommunikationsbasierten Güter, hergestellt in einem Prozess der Peer-Production, ermöglichen es einem einzelnen Kommunikator, im Netz ein Thema zu setzen und ein Unternehmen zeitweilig kräftig unter Druck zu setzen.

In der Politik beobachten wir ähnliche Prozesse: Im US-Präsidentschaftswahlkampf musste sich der demokratische Präsidentschaftskandidat Barack Obama monatelang für eine auf einer nicht-öffentlichen Fundraisingveranstaltung im April 2008 geäußerte Bemerkung verantworten. Er hatte in San Francisco über Kleinstadtamerikaner gesprochen, die ob ihrer ökonomischen Situation verbitterten und sich an ihre Waffen klammerten, ihre Religion oder ihre Ablehnung gegenüber Menschen, die anders seien als sie selbst. Dies wurde von einer Bloggerin für OffTheBus.net aufgegriffen, eine Website, die vom populären Nachrichten-, Gerüchte- und Blogportal Huffingtonpost.com veröffentlicht wird. Dieses eine Blogposting diffundierte innerhalb von wenigen Stunden in die Medien und geriet

[10] Vgl. www.technorati.com, siehe auch http://www.sifry.com/alerts/archives/000493.html (15. 7. 2008).

[11] Vgl. Andrew O’Baoill, Conceptualizing The Weblog: Understanding What It Is In Order To Imagine What It Can Be, in: interfacings – Journal of Contemporary Media Studies, vom 8. 2. 2005, http://www.comm.uiuc.edu/icr/interfacings/OBaoillWeblogs020805.pdf.; Ansgar Zerfass/Dietrich Boelter, Die neuen Meinungsmacher. Weblogs als Herausforderung für Kampagnen, Marketing, PR und Medien, Graz 2005.

[12] Vgl. Allan J. Kimmel, Rumors and Rumor Control: A Manager’s Guide to Understanding and Combatting Rumors, Mahway, New Jersey 2004; Emanuel Rosen, The Anatomy of Buzz: How to Create Word-of-Mouth Marketing, New York 2000.

[13] Vgl. Market sentinel, onalytica & immediate future, Measuring the influence of bloggers on corporate reputation, in: http://www.marketsentinel.com/files/MeasuringBloggerInfluence61205.pdf (2. 5. 2006).

zur Sensationsnachricht.[14] Alle traditionellen Medien griffen die Obama-Bemerkung auf und bis zur eigentlichen Entscheidung über die Kandidatur Obamas beherrschte sein Zitat die mediale Berichterstattung.

Social Networking: die Dynamik der Netzwerkkommunikation

Die weitgehend unkontrollierte und unsteuerbare Information und Kommunikation der Vielen scheint folglich ein wesentliches Attraktions- und Funktionskriterium der Netzwerkkommunikation zu sein. Das zeigt die Vielfalt der entsprechenden Angebote im Netz und ihre intensive Nutzung. In der Blogosphäre, aber auch auf vielen anderen Seiten im Internet tummeln sich Milliarden von Menschen, um sich selbst darzustellen, ihren Einstellungen und Meinungen Ausdruck zu verleihen und sie mit anderen zu teilen. Das geschieht in Weblogs ebenso wie auf anderen Plattformen und in anderen Formen des Web 2.0, die für den Einzelnen, für Communities, Unternehmen, Institutionen oder Parteien neue Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten bieten. Diese Plattformen und ihre Vernetzungs- und Kommunikationsangebote werden unter dem Begriff des *Social Networking* zusammengefasst. Social Networking Websites bieten Nutzern die Möglichkeit, sich in wechselnden virtuellen Communities zusammenzuschließen, indem sie individuelle Nutzerprofile einstellen und sich über verschiedene Kommunikationswege (E-Mail, Chat, Weblogs, Instant Messaging usw.) austauschen, um so Gleichgesinnte zu finden, mit denen sie sich über gemeinsame Interessen austauschen oder mit denen sie einfach kommunizieren können.

Im engeren Sinne zählen dazu vor allem Vernetzungsseiten wie friendster.com, myspace.com, facebook.com. Auf all diesen Seiten stellen die Nutzerinnen und Nutzer persönliche Profile ein, mit denen sie sich selbst sowie ihr Lebens- und Freundesumfeld darstellen. Zu diesen Profilen gehören detaillierte Angaben zur Person, zu persönlichen Vorlieben und individuellen Einstellungen. Auf fast allen Seiten lassen sich dann Fotos, Videos und sonstige Dateien hoch laden und einstellen, die das Bild der Person abrunden und für andere Menschen mit ähnlichen Profilen oder Interessen attraktiv sein sollen. Ziel der aktiven Nutzung dieser Websites ist es, sich mit Menschen zu verbinden, die ähnliche Interessen und Vorlieben haben, um eine virtuelle oder reale Bekanntschaft oder Freundschaft einzugehen, die oftmals nur für eine begrenzte Zeit angelegt ist. Da sich Menschen als soziale und kommunikative Wesen auf diesem Wege unkompliziert und mit globalem Zugriff vernetzen können, wächst die Attraktivität dieser Websites seit ihrem Start ungebremst. So hat Facebook beispielsweise mehr als 80 Millionen aktive Nutzerinnen und Nutzer weltweit. Die Seite steht auf Platz 6 der meist genutzten Websites weltweit und ist mit täglich mehr als 14 Millionen hoch geladenen Fotos die wichtigste und meistgenutzte Fotoseite im Internet.[15]

Besonders erfolgreich sind weiterhin die Videoportale, auf denen jeder Netznutzer Videos hoch laden und einstellen kann. Auf der Videoplattform Youtube werden täglich mehr als 100 Millionen Videos gezeigt und angeschaut. In jeder Minute werden etwa zehn Stunden neuen Videomaterials auf der Website eingestellt.[16] Das Entwicklungs- und Marktpotential hat auch Google erkannt und Youtube 2006 für rund 1,65 Milliarden US-Dollar gekauft.[17] Das Konzept der Selbstdarstellung im Netz, das Social Networking so attraktiv macht, entwickelt Youtube als audiovisuelle Plattform weiter und reflektiert es in seinem Unternehmensclaim „Broadcast Yourself“.

Diese Angebote im Internet wachsen in quantitativer Hinsicht exponentiell und werden in qualitativer Hinsicht gerade für die jüngeren Generationen (aber nicht nur für sie!) von einer Verständigungs- zu einer Lebensform mit Veränderungspotential für die gesellschaftliche Kommunikation.

Kommunikation beschleunigt sich: Ein einzelnes Posting in einem Weblog kann ausreichend sein, um eine Resonanzwelle auszulösen, die betroffene Organisationen oder Personen vor die Herausforderung stellt, schnell und adäquat zu reagieren. Der gezielte Angriff gegen eine Organisation und ihre Marke im Netz („Brand Attack“) oder gegen einzelne Nutzer („virtuelles Mobbing“) sind Bespiele für Gefahren dieser umfassenden und unkontrollierbaren Kommunikationsmöglichkeiten. Diese Beschleunigung lässt sich allerdings auch positiv nutzen. In der viralen Kommunikation[18] bietet die beschleunigte Informationsverbrei-

[14] Vgl. Katharine Q. Seelye, Blogger Is Surprised by Uproar Over Obama Story, but Not Bitter, in: New York Times vom 14. 4. 2008, hier http://www.nytimes.com/2008/04/14/us/politics/14web-seelye.html?pagewanted=all (15. 7. 2008).

[15] Vgl. http://www.facebook.com/press/info.php?statistics (15. 7. 2008). Bei den quantitativen Angaben zu einzelnen Websites und zur Nutzungsentwicklung ist Vorsicht geboten, da statistische Nachweise und Vergleichbarkeit oft nur schwer prüfbar sind.

[16] Angaben nach http://mediatedcultures.net/ksudigg/?p=163 und youtube.com (15. 7. 2008), Einschränkung siehe Anmerkung 15.

[17] Vgl. http://www.spiegel.de/wirtschaft/0,1518,441 686,00.html (15. 7. 2008).

[18] Vgl. Sascha Langner, Viral Marketing, Wiesbaden 2005.

tung im Netz auch die Möglichkeit, eine wichtige Information, eine neues Produkt oder ein Gerücht über die Plattformen des Social Networking in wenigen Stunden oder gar Minuten mehreren hundert Millionen Menschen zugänglich zu machen. So dauerte es beispielsweise keine dreieinhalb Minuten, bis das Gerücht, Apple werde ein eigenes Mobiltelefon auf den Markt bringen, sich seinen Weg durch die Netzwelt gebahnt hatte.[19]

Ordnungen und Hierarchien verschwinden: In der Welt des Web 2.0 müssen wir uns daran gewöhnen, dass alte Ordnungen nicht mehr zählen, Hierarchien keine Bedeutung haben und Formen spontan durch dezentrale Vernetzung geprägt werden. Nach Ansicht des Internetphilosophen David Weinberger zählt jede Information und jedes digitale Etwas im Netz zur Kategorie „Verschiedenes".[20] Dadurch entsteht für den an die Ordnungsdimensionen der analogen Welt gewöhnten Menschen zunächst einmal Chaos, das es zu strukturieren gilt. Ein Beispiel: Wer eine CD kauft, wird sie vermutlich an eine bestimmte Stelle in sein Musikregal stellen. Die CD hat also einen Platz, der geografisch bestimmt ist und in der Regel mit einer thematischen Zuordnung, wie etwa der Musikrichtung, verbunden wird. In der digitalen Welt kann jedes Musikstück verschiedenen Klassifikationen zugehören: dem MP3-Musikarchiv ebenso wie den iTunes, der privaten Partyplaylist ebenso wie dem Musikordner, in dem die Stücke verwaltet werden, die man beruflich für die Vertonung von Hörspielen oder Fernsehbeiträgen braucht. Das Netz offeriert also zunächst einmal Chaos. Daraus kann wiederum Kreativität und Innovation erwachsen, wenn es den Anwendern gelingt, die (Un)Ordnung des Web zu verstehen und produktiv zu nutzen.

Information wird zum kollektiven und kollaborativen Gut: Informationen sind im Web 2.0 ein gemeinschaftlich produziertes Gut, das dem Open-source-Prinzip unterliegt. Das bedeutet, jeder kann die Information mitgestalten, an ihrem Code mitschreiben, sie bewerten und weiterverbreiten. Diese kollektiven und kollaborativen Kommunikationsprozesse setzen zuweilen enorme Kreativität und Innovationen frei, indem Informationen mit anderen Informationen verbunden werden („mash ups"), um etwas Neues, Unbekanntes hervorzubringen. So erlaubt beispielsweise die Microsoft-Software „Photosynth", aus beliebigen Fotos von einem Objekt, die von unterschiedlichen Nutzern aus unterschiedlichen Winkeln mit verschiedenen Objektiven gemacht wurden, eine dreidimensionale Ansicht des fotografierten Objekts zusammenzusetzen.[21] So können Fotografen aus aller Welt gemeinsam – und doch getrennt voneinander – dazu beitragen, ein 3-D-Bild des Trevi-Brunnens in Rom oder der Kathedrale Notre Dame in Paris im Netz zu generieren.

Triangulärer Kommunikationsmodus

Social Networking verändert die Rolle und Bedeutung von Informationen im Kommunikationsprozess und räumt endgültig mit den Vorstellungen einer „Sender-Empfänger-Beziehung" zwischen Kommunikator und Rezipient auf. Unter den neuen Regeln der Peer Production ist jeder, unabhängig von institutioneller Anbindung und Legitimation, ein Kommunikator unter vielen. Er macht Informationsangebote, deren Nutzung im Prozess der sozialen Vernetzung kaum vorhersagbar ist. Er sendet nicht einmalig eine Botschaft, sondern wird zum dauerhaften Kommunikations- und Interaktionspartner mit seinen Communities und einer undefinierten, nicht abgrenzbaren Öffentlichkeit. Dabei scheint sich zunehmend ein triangulärer Kommunikationsmodus herauszukristallisieren, der den einzelnen Kommunikator in drei Funktionen im Netz aktiv zeigt:

express: Eine der wichtigsten Funktionen der Netznutzung besteht darin, sich selbst und den eigenen Interessen Ausdruck zu verleihen. Bei einer Befragung US-amerikanischer Blogger geben 52 Prozent der Befragten als Hauptmotiv für die Kommunikation im Web an, sich selbst kreativ mitteilen zu wollen („to express yourself creatively").[22] Eine Studie über deutsche Blogger kommt zu einem ähnlichen Ergebnis: 66,8 Prozent der Befragten gaben an, Weblogs zu nutzen, „weil ich was zu sagen habe und selber gerne schreibe".[23]

connect: Die zweitwichtigste Funktion der Web 2.0 basierten Kommunikation ist die Vernetzung und der Austausch mit anderen Nutzern und mit Gleichgesinnten. Wenn das eindrucksvolle Wachstum und die Erfolgsgeschichte der Social Networking Website nicht schon als Beleg dafür reichen, dass Menschen mit Menschen im Internet in Kontakt treten wollen, dann mag die Motivlage der Blogger diese Erkenntnis noch unterstreichen: In den USA wollen 37 Prozent der Blogger über das Netz mit Freunden und Bekannten in Kontakt bleiben, 16 Prozent wollen neue Menschen

[19] Vgl. http://www.youtube.com/watch?v=vXVbxtfJBCk (15. 7. 2008).
[20] Vgl. David Weinberger, Everything is Miscellaneous. The Power of the New Digital Disorder, New York 2007.
[21] Vgl. http://labs.live.com/photosynth/default.html (15. 7. 2008).
[22] http://www.pewinternet.org/pdfs/PIP%20Bloggers%20Report%20July%2019 %202006.pdf (15. 7. 2008).
[23] www.blogstudie2007.de (15. 7. 2008).

über das Netz kennen lernen. In Deutschland wollen sich 55 Prozent mit anderen austauschen, 18 Prozent wollen mit neuen Leuten in Kontakt kommen.[24]

share: Ein drittes wichtiges Moment in der vernetzten Kommunikation ist die Teilhabe an Informationen, Meinungen und Wissen anderer sowie der Drang, anderen auch die eigenen für wichtig gehaltenen Informationen zur Verfügung zu stellen. Das hinterlegte Grundprinzip dieser Teilhabe- und Verweisfunktion der Netzwerkkommunikation geht auch in die im Web entstandenen und fortgeschriebenen kollektiven Empfehlungs- und Indexierungsprozesse ein, die unter dem Begriff der „Folksonomy" zusammengefasst werden.[25] Im Web 2.0 wird das relevant, was durch andere, zur eigenen Community gehörige oder aus anderen Gründen wichtige Personen im Netzwerk empfohlen und weiterverbreitet wird. Im Web ist daher der „share-button", mit dem man Freunden oder der Peer Group Informationen weiterleiten kann, ein wichtiges Instrument, das über Verbreitungs- und Kommunikationserfolg wesentlich mit entscheidet.

Individualisierter Ausdruck, Vernetzung und Austausch als neue Formen der Kommunikation sind wichtige Belege dafür, dass Web 2.0 eben nicht nur eine technologische Veränderung der Netzwerkkommunikation im Sinne eines Softwareupgrades darstellt, sondern eine neue Qualität in die Funktionen und Formen gesellschaftlicher Kommunikation eingeführt hat. Es sind nicht mehr allein die „Biographien großer Männer", die Weltgeschichte schreiben, wie es der schottische Philosoph Thomas Carlyle im 19. Jahrhundert beschrieben hat.[26] Es ist heute vielmehr jeder Einzelne, der als Teil der Vielen ein Netzwerk ausmacht, der vernetzt kommuniziert und dabei die Geschichte der Mediengesellschaft in die einer Netzwerkgesellschaft umschreibt. Aus Vielen wird das Eins gefunden, das als Prozess der kommunikativen These und Gegenthese die Synthese hervorbringt – das sich wandelnde Eins als die Öffentlichkeit unserer Gesellschaft. In den Worten des Internetphilosophen David Weinberger: „We are the true ‚small pieces' of the Web and we are loosely joining ourselves in ways that we're still inventing."[27]

[24] Vgl. Anm. 22, 23.
[25] Matthes Fleck/Lars Kirchhoff, Folksonomy und Tags. Oder warum es im Web keine Regale gibt, in: Miriam Meckel/Katarina Stanoevska-Slabeva (Hrsg.), Web 2.0. Die nächste Generation Internet, Baden-Baden 2008, S. 188–199.
[26] „The history of the world is but the biography of great men", zit. nach http://www.britannia.com/bios/carlyle.html (15. 7. 2008).
[27] D. Weinberger (Anm. 6), S. X.

Rainer Winter

Perspektiven eines alternativen Internet

Seit seinen Anfängen ermöglicht das Internet die Herausbildung von spezialisierten Kulturen und Gemeinschaften bzw. die Verdichtung bereits existierender sozialer und kultureller Formationen.[1] Eine besondere Bedeutung kommt in jüngster Zeit den politischen und kulturellen Alternativen zu, die durch soziale und kulturelle Praktiken im Kontext des Internet entstehen. Dieses offeriert durch seine technischen Möglichkeiten radikale Weisen der Produktion, Distribution und Organisation von Medien, die an die experimentelle Politik der Alternativpresse, der freien Radios und anderer Formen aktivistischer Medien anknüpfen. Dabei lässt sich die Bedeutung alternativer Medien und der Perspektiven, die sie artikulieren, nur in dem gesellschaftlichen und kulturellen Kontext verstehen, auf den sie antworten und in dem sie produziert und rezipiert werden.[2]

Rainer Winter
Dr. phil. habil., Soziologe und Psychologe, geb. 1960; Professor für Medien- und Kulturtheorie an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt/Österreich.
rainer.winter@uni-klu.ac.at
www.rainer-winter.net

Zum einen stehen alternative Medien in Opposition zu den Produkten der dominanten Medien: Sie bringen differente Sichtweisen zum Ausdruck, so zum Beispiel, wenn sie für soziale Veränderungen eintreten. Zum an-

[1] Vgl. Rainer Winter/Roland Eckert, Mediengeschichte und kulturelle Differenzierung. Zur Herausbildung von Wahlnachbarschaften, Opladen 1990; Roland Eckert/Waldemar Vogelgesang/Thomas A. Wetzstein/Rainer Winter, Auf digitalen Pfaden. Die Kulturen von Hackern, Programmierern, Crackern und Spielern, Opladen 1991.
[2] Vgl. John D.H. Downing mit Tamara Villareal Ford, Genève Gil und Laura Stein, Radical Media. Rebellious Communication and Social Movements, Thousand Oaks et al. 2001; Lawrence Grossberg, Was sind Cultural Studies?, in: Karl H. Hörning/Rainer Winter (Hrsg.), Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung, Frankfurt/M. 1999.

deren folgen ihre Organisation und Operationsweise in der Regel nicht den kapitalistischen Geschäftsmodellen. So sind etwa die von (jugendlichen) Fans produzierten Fanzines – wie Fanpraktiken generell – nicht auf Profit ausgerichet, lehnen diese Orientierung sogar explizit ab.[3] Dies gilt selbstverständlich auch für die politisch motivierten alternativen Medien, die in der neueren Diskussion bisweilen als *citizens' media*[4] bezeichnet werden, weil sie auf offenem Zugang, Freiwilligkeit und Non-Profit basieren. Zudem treten sie für Diversität, Pluralität und progressiven sozialen Wandel ein.

So betrachten viele Aktivisten das Internet als ein Werkzeug, um sich eigene offene Räume zu schaffen, welche die Grundlage für eine bessere Zukunft sein sollen. Gerade das *social web*, das auf Web 2.0 basiert, schafft die Bedingungen für neue digitale Taktiken, die auf eine radikale Demokratisierung des Wissens und auf die Pluralisierung von Stimmen, Perspektiven und Quellen zielen. So wird die Wirklichkeit auf vielfältige Weise neu und anders definiert und gerahmt, als dies die dominanten Medien tun. Damit verbunden sind Hoffnungen auf eine Demokratisierung der globalen Gesellschaft,[5] die sich in der Konzeption einer transnationalen Öffentlichkeit verdichten.

Nach einer kurzen theoretischen Betrachtung des Verhältnisses von Alltagsleben, Kultur und Medien werde ich die alternativen Dimensionen des Internet genauer betrachten. Zunächst wird es um die Internetnutzung durch die neuen sozialen Bewegungen und Gemeinschaften gehen, die sich für eine demokratische Globalisierung einsetzen. Anschließend werde ich die Schaffung neuer Räume durch den Einsatz taktischer Medien und die Möglichkeiten des elektronischen Widerstands diskutieren. Eine Analyse der Bedeutung des Internet für (jugendliche) Fangemeinschaften schließt sich an. Hierbei werde ich vor allem die Rolle von *Ezines*[6] behandeln. Eine Schlussbetrachtung, welche die Frage nach der Bedeutung einer transnationalen Öffentlichkeit stellt, steht am Ende des Beitrags.

Cultural Studies und alternative Medien

Es war vor allem der in den 1960er Jahren in Großbritannien entstandene Ansatz der Cultural Studies, der die Rezeption und Aneignung von Medien in unterschiedlichen kulturellen und sozialen Kontexten zu einem wichtigen Forschungsthema machte. Ihre Studien zu jugendlichen Subkulturen, zur Fernsehrezeption und zu Fankulturen zeigen, dass die Mediennutzung, die oft gemeinschaftlich erfolgt, produktive, kreative und bisweilen subversive Aspekte haben kann.[7] Diese entfalten sich gerade in Abgrenzung bzw. in Opposition zur dominanten Kultur und ihren Machtstrukturen. So kann die Aneignung von Fernsehserien, ihre Integration in das alltägliche Leben, bisweilen als Widerstand gegen hegemoniale Sinnstrukturen begriffen werden,[8] wenn etwa soziale Rollendefinitionen, Identitätsmuster oder Normalitätserwartungen subversiv unterlaufen, parodiert oder abgelehnt werden. Den Cultural Studies geht es um alltägliche Veränderungen von Bedeutungen, Einstellungen und Wertorientierungen, um die Entfaltung des produktiven und kreativen Potentials der Lebenswelt, um die Kritik an Machtverhältnissen, um Momente der Selbstermächtigung, die vielleicht schnell vergehen, aber trotzdem prägend und einflussreich sein können.[9]

Offen bleibt bei dieser eher optimistischen Lesart der Populärkultur, ob und inwiefern auf die ermächtigenden Akte der Medienrezeption, in denen um Bedeutungen sowie Vergnügen gerungen wird und in denen sich ein Eigensinn entfaltet, kulturelle und gesellschaftliche Veränderungen folgen, die über die Momente von Rezeption und Aneignung

[3] Fanzines sind Magazine, die von Fans für Fans gemacht werden. Vgl. Rainer Winter, Der produktive Zuschauer. Medienaneignung als kultureller und ästhetischer Prozess, München – Köln 1995.

[4] Clemencia Rodriguez, Fissures in the Mediascape. An International Study of Citizens' Media, Cresskill/NJ 2001.

[5] Vgl. Megan Boler, Introduction, in: dies. (Hrsg.) Digital Media and Democracy. Tactics in Hard Times, Cambridge/MA 2008.

[6] Ezines oder Webzines sind Internetportale im Magazinstil.

[7] Vgl. K. H. Hörning/R.Winter (Anm. 2); R. Winter (Anm. 3).

[8] Vgl. John Fiske, Die britischen Cultural Studies und das Fernsehen, in: Rainer Winter/Lothar Mikos (Hrsg.), Die Fabrikation des Populären. Der John Fiske-Reader, Bielefeld 2001; Rainer Winter, Die Kunst des Eigensinns. Cultural Studies als Kritik der Macht, Weilerswist 2001.

[9] Vgl. R. Winter (Anm. 8).

hinausgehen. Die kreativen Alltagspraktiken im Umgang mit Medien können sich in ihrer Wirkung auch darauf beschränken, den Handelnden zu helfen, sich besser zurechtzufinden oder die Banalität des Alltagslebens leichter zu ertragen, indem man sich zeitweilig von einschränkenden Erwartungen distanziert, sich in Machtstrukturen taktisch verhält oder kleine Fluchten ergreift.

Dagegen lassen sich alternative Medien, zu denen ich die Medien von Protestgruppen, Aktivisten und Aktivistinnen, sozialen Bewegungen, Subkulturen, aber manchmal auch von Fans und Hobbyisten zähle, von vornherein als „channels of resistance" begreifen, die explizit, absichtlich und mit Engagement hegemoniale Strukturen in Frage stellen und in einem symbolischen Kampf um Bedeutung herausfordern.[10] Sie sind weder den Gesetzen der Marktlogik unterworfen noch vom Staat abhängig. Sie operieren im Bereich der sich konstituierenden (transnationalen) Zivilgesellschaft.[11] Nick Couldry weist daraufhin, dass alternative Medien es einer „community of citizens" erlauben, sich in einer demokratischen Praxis zu engagieren, die auf Dialog, weitgehender Kontrolle über symbolische Ressourcen und Repräsentationen der Wirklichkeit sowie auf Offenheit beruht.[12]

Somit wird im Bereich der Cultural Studies ein neues Forschungsfeld eröffnet, das zum einen (digitale) Medienkulturen innerhalb sozialer Bewegungen und alternativer Gemeinschaften untersucht, zum anderen erforscht, wie sie durch die Kommunikationen in Gemeinschaften und Bewegungen erst geschaffen werden.[13] Im Sinne von James Carey, einem Begründer der amerikanischen Cultural Studies, wird Kommunikation als Kultur und Kultur als Kommunikation begriffen.[14]

[10] Vgl. Dick Hebdige, Subculture. The Meaning of Style, London-New York 1979; Chris Atton, An Alternative Internet. Radical Media, Politics and Creativity, Edinburgh 2004; Douglas Kellner, Für eine kritische, multikulturelle und multiperspektivische Dimension in den Cultural Studies, in: Rainer Winter (Hrsg.), Medienkultur, Kritik und Demokratie. Der Douglas Kellner-Reader, Köln 2005.

[11] Vgl. Ulrich Beck, Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter. Neue weltpolitische Ökonomie, Frankfurt/M. 2002.

[12] Nick Couldry, Inside Culture, Reimagining the Method of Cultural Studies, London 2000.

[13] Vgl. C. Atton (Anm. 10), S. 3 f.

[14] Vgl. James Carey, Communication as Culture, London et al. 1989.

Um das kommunikative Potential alternativer digitaler Medien nutzen und entfalten zu können, sind allerdings vielfältige mediale Kompetenzen erforderlich, die technische und kulturelle Fertigkeiten beinhalten. Der amerikanische Medienpädagoge und Kulturtheoretiker Douglas Kellner[15] fordert deshalb einen erweiterten Bildungsbegriff, der die neuen Medien beinhaltet und zur Förderung multipler Kompetenzen, insbesondere bei Jugendlichen und sozial benachteiligten Gruppen, beitragen soll. So soll es zu einer Ermächtigung von Individuen und Gruppen kommen, indem sie Informations- und Kommunikationstechnologien kompetent und effektiv einsetzen lernen. Auf diese Weise können sie ihre Problemlagen und Interessen darstellen, die in den traditionellen Medien oft nicht repräsentiert werden. Im nächsten Schritt werde ich diesen Prozess am Beispiel der neuen sozialen Bewegungen veranschaulichen.

Globalisierung und neue soziale Bewegungen

Die Globalisierung, die unsere Gegenwart prägt, ist ein umkämpfter Prozess. Das haben spätestens die Proteste gegen das Treffen der *World Trade Organization* 1999 in Seattle deutlich gemacht, die mittels neuer Medien organisiert und koordiniert wurden. Der neoliberalen Vorstellung von Globalisierung, die von einem transnationalen Netzwerk von Politikern, Wirtschaftsbossen und Wissenschaftlern propagiert wird, steht zunehmend eine alternative, demokratische Vorstellung gegenüber, die auf Kooperation, Inklusion, Transparenz und Partizipation aufbaut.[16] Ihre Anhänger kritisieren unter anderem, dass die globale Ökonomie demokratische Institutionen unterhöhle und die Macht sich in einer kleinen Anzahl von Ländern und Konzernen konzentriere. Zum einen stützt sich die demokratische Globalisierung auf Gruppen und Bewegungen der Zivilgesellschaft, zum anderen auf unabhängige (nichtkommerzielle) Medienorganisationen und auf Internetwebpages.

Ein sehr gutes Beispiel für alternative Medien ist die Schaffung von *Independent Media*

[15] Vgl. Douglas Kellner, Neue Medien und neue Kompetenzen. Zur Bedeutung von Bildung im 21. Jahrhundert, in: R. Winter (Anm. 10), S. 264 ff.

[16] Vgl. Jackie Smith, Social Movements for Global Democracy, Baltimore 2008.

Center (Indymedia/IMC[17]), kollektive, egalitäre und nicht hierarchische Netzwerke von Aktivisten und Aktivistinnen, die mittels Berichten, Fotos und Filmen die Wirklichkeitsrepräsentationen der dominanten Medien in Frage stellen, kritisieren und alternative Perspektiven offerieren, die der demokratischen Globalisierung verpflichtet sind. So versuchen sie beispielsweise öffentliche Aufmerksamkeit für die Folgen der globalen Erderwärmung zu gewinnen und damit Druck auf Politiker und Regierungen auszuüben. Das Internet wird zu einem performativen Raum. Handlungen werden vollzogen, indem sie geäußert werden. Auf diese Weise ermöglichen digitale Technologien auch weniger dichten und organisierten Netzwerken, Themen zu setzen, alternative Perspektiven zu entfalten und ihnen eigenständige Bedeutung zu geben.

Dabei geht es vor allem darum, oft lange bestehende, chronisch gewordene Problemlagen, Gefahren und Risiken in dringende und drängende Angelegenheiten zu verwandeln, die erledigt werden müssen, indem sie diesen mediale Aufmerksamkeit verschaffen. Hierzu setzen soziale Bewegungen – etwa Protestereignisse wie Demonstrationen, öffentliche Spektakel oder Aktionen im Internet – ein. Kommerzielle Medien, die der Kultur des Konsums[18] verpflichtet sind, berichten in der Regel nicht über diese Proteste, die durchaus auch antikapitalistischen Charakter haben können.[19] Der Logik des Konsums, die das neoliberale Netzwerk stärkt und aufrechterhält, stellen die neuen sozialen Bewegungen die Menschenrechte und die Demokratie gegenüber, die universal gelten sollen.

Die Aufgabe der IMCs, deren Zentrum die Webpage ist, besteht nun gerade darin, über politischen Aktivismus und globale Kampagnen zu berichten. Sie verknüpfen die lokale Arbeit mit globalen Auseinandersetzungen, wobei der globale Kontext für die Wahrnehmung der Bewegung entscheidend ist. In einem weiteren Schritt können die Kampagnen dazu dienen, transnationale Koalitionen zu schmieden. Daneben sollen sie Aktivisten und Aktivistinnen helfen, Fertigkeiten und Kompetenzen in der Medienproduktion und der elektronischen Kommunikation zu erwerben und zu verfeinern. IMCs sind dem „open publishing"-Prinzip verpflichtet und versuchen, autonome Online-Zonen zu schaffen. Sie knüpfen damit an die Tradition der Fanzines und der von Jugendlichen geprägten DIY-Culture („Do-it-yourself") an, die grünen Radikalismus mit direkten politischen Aktionen, neuen musikalischen Sounds und Erfahrungen verband.[20] Den IMCs gelingt es, ein anderes, vor allem komplexeres Bild von sozialen Bewegungen als die Mainstreammedien zu zeichnen, sie anders und differenzierter zu rahmen.

Die neuen sozialen Bewegungen nutzen also das Internet in ihrem Netzwerk „aktiver Beziehungen", die auf kommunikativen sowie interaktiven Praktiken, auf Aushandlungs- und Entscheidungsprozessen beruhen.[21] Darüber hinaus zielen die Praktiken von *Indymedia* auf eine Demokratisierung des Journalismus, weil jeder dazu aufgefordert wird, als Journalist tätig zu sein und die technischen Möglichkeiten hierfür zur Verfügung gestellt werden. Darüber hinaus werden die Praktiken der traditionellen Journalisten und ihre positivistischen Konzeptionen von Objektivität und Unparteilichkeit radikal in Frage gestellt. Dem gegenüber entwirft der alternative Online-Journalismus eine der Gemeinschaft verpflichtete Ethik, die parteiisch, eingreifend und verbindend ist.[22] In seiner sozial kontextuellen und selbstreflexiven Orientierung stellt er den traditionellen Journalismus auf diese Weise grundsätzlich in Frage.

Taktische Medien und Social Software

Ein weiteres Beispiel, auf das ich eingehen möchte und das mit der Internetnutzung in sozialen Bewegungen verknüpft ist, ist die Konzeption der taktischen Medien, die mit-

[17] Indymedia liegt das Konzept eines open publishing-Prinzips zugrunde, demzufolge prinzipiell alle Ansichten, Meinungen etc. – ggf. auch radikal vom Mainstream abweichende Auffassungen – gleichwertig nebeneinander publiziert werden können.

[18] Vgl. Leslie Sklair, Social Movements and Global Capitalism, in: Fredric Jameson/Masao Miyoshi (Hrsg.), The Cultures of Globalization, Durham/NC 1998.

[19] Vgl. Trebor Scholz, Where the Activism Is, in: M. Boler (Anm. 5).

[20] Vgl. Graham Meikle, Future Active. Media Activism and the Internet, New York – London 2002, S. 92 ff.

[21] Vgl. Alberto Melucchi, Challenging Codes. Collective Action in the Information Age, Cambridge 1996.

[22] Vgl. C. Atton (Anm. 10), S. 37 ff.

tels künstlerischer Praktiken und „do it yourself"-Medien Dissens artikulieren.[23] Im Sinne Michel de Certeaus sind Taktiken von den Gelegenheiten abhängig, die sich in den durch Strategien organisierten Räumen und Zeiten auftun.[24] Sie zeichnen sich durch Heterogenität, Erfindungsgeist, Kunstfertigkeit und das Kombinieren von Möglichkeiten aus. Der Autor schreibt: „Im Gegensatz zu den Strategien (. . .) bezeichne ich als *Taktik* ein Handeln aus Berechnung, das durch das Fehlen von etwas Eigenem bestimmt ist (. . .) Die Taktik hat nur den Ort des Anderen (. . .) Dieser Nicht-Ort ermöglicht ihr zweifellos die Mobilität – aber immer in Abhängigkeit von den Zeitumständen –, um im Fluge die Möglichkeiten zu ergreifen, die der Augenblick bietet. Sie muss wachsam die Lücken nutzen, die sich in besonderen Situationen der Überwachung durch die Macht der Eigentümer auftun. Sie wildert darin und sorgt für Überraschungen".[25]

Anders als politische Aktionen haben Taktiken deshalb nicht unbedingt eine Zukunftsorientierung oder einen klar identifizierbaren Gegner. So sind sie auch nicht in der kollektiven Identität einer sozialen Bewegung verankert. Eher stellen sie im Sinne Michel Foucaults Widerstandspunkte im Feld der Machtbeziehungen dar.[26] Taktische Medien (TM) bringen sozial konstruierte Räume hervor, in denen mittels kommunikativer Ressourcen, einem Austausch von Ideen und imaginativer Kräfte zumindest temporär widerständige Diskurse und Subjektivitäten entfaltet werden. Sie lassen sich auch als Kontaktzonen begreifen, wie Alessandra Renzi zeigt.[27] So kann das Zusammentreffen von Künstlern und Aktivisten auf einer Mailingliste zu neuen TM-Projekten führen. Geert Lovink stellt fest: „Taktische Medien sind niemals perfekt, immer im Entstehen begriffen, performativ und pragmatisch, involviert in einem ständigen Prozess, die Voraussetzungen der Kanäle, mit denen sie arbeiten, zu hinterfragen."[28]

In diesem Zusammenhang ist auch auf die *Temporary Media Labs* hinzuweisen, die bei Kunstausstellungen wie der *Documenta*, aber auch in anderen Bereichen eingerichtet werden, um transnationale Kooperationen zu initiieren und zu fördern sowie zu einer medialen Ermächtigung der Nutzer und Nutzerinnen beizutragen. Sie schaffen einen Raum für Experimente und Aushandlungen. Darüber hinaus ermöglichen taktische Medien die Ausbildung neuer Subjektivitäten und neuer Formen der Kritik, wie die Arbeit des *Critical Art Ensemble* zum elektronischen Widerstand veranschaulicht.[29] So inszenieren sie beispielsweise einen elektronischen zivilen Ungehorsam oder zelebrieren die utopischen Möglichkeiten des Plagiats im Zeitalter des Internet.

Internet und Fangemeinschaften

Weniger spektakulär als die TM-Aktivisten und Aktivistinnen, aber dennoch von großer Bedeutung sind die (jugendlichen) Fangemeinschaften und sozialen Welten, die sich mittels des Internet verdichtet haben bzw. erst herausbilden. Die bisherige Forschung hat gezeigt, dass Fans – und dies gilt auch für jugendliche Fans – entgegen weit verbreiteter Vorurteile aktive und kreative Konsumenten und Konsumentinnen sind, die oft ihr erworbenes Wissen in eigene Produktionen von Texten, Filmen oder Kunstobjekten umsetzen möchten.[30] So lässt sich bei Fans zwischen verschiedenen Formen von Produktivität unterscheiden: zwischen semiotischer, expressiver und textueller Produktivität [31]

Eine große Bedeutung kommt in der Gegenöffentlichkeit der Fans Fanzines und Newslettern zu, die auf der Basis textueller Produktivität eine überlokale Kommunikation und auch die Koordination von Fanaktivitäten bewerkstelligen. Sie werden von „kompetenten" Fans für Fans gemacht. Mit ihren

[23] Vgl. Geert Lovink, Dark Fiber. Auf den Spuren einer kritischen Internetkultur, Opladen 2004.
[24] Vgl. Michel de Certeau, Kunst des Handelns, Berlin 1988.
[25] Ebd., S. 89.
[26] Michel Foucault, Das Subjekt und die Macht, in: Hubert Dreyfus/Paul Rabinow, Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt/M. 1987.
[27] Vgl. Alessandra Renzi, The Space of Tactical Media, in: M. Boler (Anm. 5), S. 77.
[28] G. Lovink (Anm. 23), S. 232.
[29] Vgl. Critical Art Ensemble, Elektronischer Widerstand, Wien 2007.
[30] Vgl. R. Winter (Anm. 3), S. 199–211.
[31] Vgl. John Fiske, The Cultural Economy of Fandom, in: Lisa A. Lewis (Hrsg.), The Adoring Audience. Fan Culture and Popular Media, London–New York 1992.

Artikeln, die auf einem detaillierten und spezialisierten Wissen beruhen, bewerten, kritisieren und feiern sie ihre jeweiligen Kultobjekte wie etwa Fernsehserien, Science-Fiction-Filme oder progressiven Rock. Dabei ist für Fans die Produktion und Zirkulation von neuen und alternativen Bedeutungen mit Vergnügen verbunden und kann gemeinschaftsstiftend wirken.

Das *Ezine*, die Internetausgabe des Fanzine, erleichtert zum einen den Zugang zu Informationen, weil Fanzines nun weltweit zugänglich sind. Zum anderen werden Vergemeinschaftungen von Fans auf der Basis ihres spezialisierten Interesses und ihres geteilten Wissens leichter möglich. Ezines tragen so zur Reproduktion und Ausdehnung von minoritären Spezialisierungen und Geschmacksrichtungen bei, die von den Mainstreammedien nicht oder kaum bedient werden.

Zudem verbessert das Internet die Bedingungen für Fans, ihr angeeignetes Wissen, das auch über ihren Status in ihrer Sozialwelt bestimmt, in gemeinsame Projekte umzusetzen. Fans schätzen beispielsweise Enzyklopädien, in die sie ihr Wissen als Liebhaber, Sammler und Experten einbringen können. So gibt es Webpages, die für diesen Zweck entwickelt wurden. Ein gutes Beispiel hierfür ist die *Gibraltar Encyclopedia of Progressive Rock* (www.gepr.net), in der alle Einträge von Fans geschrieben werden. Ihr erklärtes Ziel ist es, nicht nur bekannte Gruppen aufzunehmen, sondern auch Entdeckungen in diesem Bereich zu beschreiben. Viele Künstler haben auch unterschiedliche Einträge, so dass eine Vielfalt von Kommentaren und Kritiken zur Verfügung steht, mit der herkömmliche Rock-Enzyklopädien nicht mithalten können.[32]

Dabei ist zu beachten, dass die Fans in der Regel Autodidakten sind, die ihr Wissen nicht durch eine formale Ausbildung, sondern durch leidenschaftliches Engagement und langjähriges Interesse erworben haben. Wenn ihr Wissen innerhalb einer Fangemeinschaft zirkuliert, erhöht dies ihr Ansehen und ihr (populär-)kulturelles Kapital. Im Idealfall vertiefen die Fans sich im Internet in ein demokratisches Gespräch, in dem das Objekt ihrer Begierde gefeiert wird. Dies war auch schon vorher in Fangemeinschaften möglich,[33] aber das Internet trägt zu einer Verbesserung und Erleichterung dieser Form von Kommunikation bei.

Schlussfolgerungen

Das Internet erlaubt die Artikulation unterschiedlicher alternativer Stimmen, Positionen und Perspektiven. Es können marginalisierte und minoritäre Individuen und Gruppen sein, aber auch soziale Bewegungen, die für einen neuen demokratischen Raum kämpfen, oder ästhetische Gemeinschaften wie Fans. Das Beispiel der TM-Praktiken zeigt, dass auch neue Möglichkeiten für Akteure entstehen, sich Freiheitsräume zu erkämpfen und traditionelle Vorstellungen von Copyright und Kreativität in Frage zu stellen, indem sie für ein *„digital commons“*, für eine „freie Kultur“,[34] kämpfen, die vor Staat und Wirtschaft geschützt werden muss. Es ist deutlich geworden, dass es im Internet kreative Widerstandspraktiken im Sinne der Cultural Studies gibt. Deren Ausgangspunkte, Perspektiven und Ziele sind in der Regel aber nicht auf das Internet beschränkt.

Es scheint deshalb gerade aus soziologischer Sicht problematisch zu sein, nur den Bereich des Virtuellen zu betonen und von einer Online-Vergemeinschaftung oder von einer Online-Vergesellschaftung zu sprechen.[35] Die alternativen Praktiken im Kontext des Internet veranschaulichen auch, dass das Internet unterschiedlich und komplex gebraucht werden kann. Es gibt nicht das Internet, sondern unterschiedliche Artikulationsweisen, die ihren Ursprung *offline* haben.

Die Zukunft wird zeigen, ob sich neben bereits bestehenden Gegenöffentlichkeiten eine funktionsfähige transnationale Öffentlichkeit herausbildet, an der alle Individuen und Gruppen weltweit partizipieren können, und welche Rolle das Internet dabei spielen wird.[36] Kann es dazu beitragen, dass eine transnationale Öffentlichkeit entsteht, in der emanzipatorische politische Möglichkeiten entfaltet werden und die eine Gegenmacht zur neoliberal organisierten Weltwirtschaft darstellt?[37] Die Hoffnung auf demokratische und soziale Transformationen im 21. Jahrhundert bleibt eng mit den neuen digitalen Praktiken verknüpft. Im Sinne der Cultural Studies geht es darum, in der Gewöhnlichkeit des Alltagslebens, in seinen sozialen und kulturellen Praktiken, diesen Veränderungen nachzuspüren.[38]

[32] Vgl. C. Atton (Anm. 10), S. 149.
[33] Vgl. R. Winter (Anm. 3), S. 127 ff.
[34] Lawrence Lessig, Freie Kultur. Wesen und Zukunft der Kreativität, München 2006.
[35] Vgl. Michael Jäckel/Manfred Mai (Hrsg.), Online-Vergesellschaftung? Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien, Wiesbaden 2005.
[36] Vgl. Rainer Winter, Widerstand im Netz. Zur Herausbildung einer transnationalen Öffentlichkeit durch netzbasierte Kommunikation, Bielefeld 2008.
[37] Vgl. Nancy Fraser, Transnationalising the Public Sphere. On the Legitimacy and Efficacy of Public Opinion in a Post-Westphalian World, in: Theory, Culture & Society, 24 (2007) 4, S. 7–30.
[38] Vgl. R. Winter (Anm. 8).

Kathrin Kissau

Internetnutzung von Migranten – ein Weg zur Integration?

Das Internet durchdringt viele Bereiche des täglichen Lebens. Inzwischen greifen über 42 Millionen Menschen in Deutschland auf das Medium zu. Das entspricht einem Verbreitungsgrad von rund 65 Prozent der Bevölkerung im Alter von über 14 Jahren.[1] Auch für Menschen mit Migrationshintergrund hat das Internet eine zunehmende Bedeutung. Deshalb wird in der Migrations- und Integrationsforschung derzeit diskutiert, wie sich die Nutzung des Internet durch Migrantinnen und Migranten etwa auf deren Integrationsprozess auswirkt. Kann das Internet die Integration von Migranten unterstützen oder bietet es vielleicht sogar neue Möglichkeiten für die gegenseitige Annäherung der Zuwanderer und der Bevölkerung der Aufnahmegesellschaft?

Kathrin Kissau
Dr. phil., geb. 1979; wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Münster, Platz der Weißen Rose, 48151 Münster.
kissau@uni-muenster.de

Ungeachtet dieser aktuellen Fragen gibt es nach wie vor nur wenige Informationen darüber, auf welche Art und Weise Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland das Internet nutzen. Erstmals wurde im Frühjahr 2007 im Auftrag von ARD und ZDF eine repräsentative Erhebung[2] der Medien- und Internetnutzung von Migranten durchgeführt. Zuvor war in anderen Studien zur Internetnutzung diese Bevölkerungsgruppe überhaupt nicht thematisiert worden.

Rund 3000 Personen mit türkischem, italienischem, polnischem und griechischem Migrationshintergrund sowie Spätaussiedler ab 14 Jahren wurden dabei zu ihrer Mediennutzung befragt. Im Durchschnitt nutzten 22 Prozent der Befragten täglich das Internet, während dies 28 Prozent der deutschen Vergleichsgruppe ohne Migrationshintergrund taten. Dieses Medium spielt also auch im Alltag vieler Menschen mit Migrationshintergrund eine ganz selbstverständliche und immer wichtigere Rolle. Zugleich geben diese Zahlen einen Hinweis darauf, dass es quantitative Unterschiede im Zugang und der Nutzung neuer Medien zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen gibt.

Relevanz der Internetnutzung

Die weltweit geführte Diskussion um die „digitale Kluft"[3] lässt erkennen, welche gesellschaftliche Bedeutung der Internetnutzung inzwischen zugeschrieben wird. Der Zugang zum Internet – allgemeiner: die formale Teilhabe an der Informationsgesellschaft – wird als zentral für die Chancengleichheit der Bevölkerung gewertet. Zusätzliche Relevanz hat die Internetnutzung für benachteiligte Mitglieder einer Gesellschaft, zu denen auch Personen mit Migrationshintergrund zählen – insbesondere im Hinblick auf gesellschaftliche Partizipation und politische Gleichberechtigung. Gerade für diese Bevölkerungsgruppe stellen zusätzliche Informationsressourcen, wie sie das Internet bietet, ein ganz besonderes Potential zur Erweiterung und Verbesserung ihrer Handlungsmöglichkeiten dar.[4]

Mein Dank gilt der Fritz-Thyssen-Stiftung für die Förderung des Forschungsprojektes „Politisches Potential des Internet. Die virtuelle Diaspora der Migranten aus Russland und der Türkei in Deutschland". Einige Ergebnisse dieses Projektes werden in diesem Beitrag dargestellt.

[1] Vgl. Initiative D21, (N)Onliner Atlas, Eine Topographie des digitalen Grabens durch Deutschland, in: http://www.initiatived21.de/fileadmin/files/08_NOA/NONLINER 2008.pdf (28. 6. 2008).

[2] Vgl. ARD/ZDF, Migranten und Medien, Ergebnisse einer repräsentativen Studie der ARD/ZDF-Medienkommission, in: www.unternehmen.zdf. de/fileadmin/files/Download_Dokumente/DD_Das_ZDF/Veranstaltungsdokumente/ Migranten_und_Medien_ 2007_-_Handout_neu.pdf (25. 6. 2008).

[3] Zur Diskussion siehe auch: BpB-Spezial, UN-Weltgipfel zur Informationsgesellschaft, in: http://www.bpb.de/themen/F54CBN,0,0,UNWeltgipfel_zur_Informationsgesellschaft.html (25. 6. 2008).

[4] Vgl. William Loges/Joo-Young Jung 2001, Exploring the Digital Divide. Internet Connectedness and Age. in: Communication Research, 28 (2001) 4, S. 536.

Untersuchungen weisen auch für die Bundesrepublik auf die Existenz einer ethnischen digitalen Spaltung hin: „Die oft zitierte ‚digitale Spaltung' verläuft auch entlang ethnischer Grenzen, denn Benachteiligungen im Zugang zu Medien und in der Möglichkeit zum Medienkompetenzerwerb sind Folgen sozialer Benachteiligungen."[5] Die möglichen Konsequenzen der Nicht-Nutzung des Internet durch Migranten in einer Gesellschaft, in der sich Informationsangebote, ganze Wirtschaftszweige, bürokratische Verfahren und zwischenmenschliche Kontakte zunehmend ins Internet verlagern, sind absehbar. Je zentraler Internetkompetenzen für die Arbeitswelt, für Bildung sowie für politische Teilhabe werden, umso größer und offensichtlicher werden die Nachteile, die Nichtnutzer des Internet erleiden könnten. Einer aktuellen Studie der Autorin zu Folge sind die gesellschaftliche Bedeutung und die Vorteile, die man durch die Nutzung des Internet in Deutschland hat, Nichtnutzern mit Migrationshintergrund zwar durchaus bekannt, aber fehlende Kompetenzen und zu hohe Kosten für die Technik sowie den Internetzugang sind entscheidende Faktoren für die Nichtteilhabe an dieser gesellschaftlichen Sphäre.[6] An dieser Stelle setzen erst wenige Projekte an, die etwa Sprach- und Computerschulungen oder Integrationskurse mit der Vermittlung von Internetkompetenz verbinden.[7]

Nicht nur der Zugang zum Internet, sondern auch die Art und Weise der Nutzung ist entscheidend, wenn es um gesellschaftliche Teilhabe geht. Deshalb werden im Folgenden einige Nutzungsformen und -inhalte dargestellt, die für die Integration von Nutzern mit Migrationshintergrund von besonderer Bedeutung sind.

Integration durch das Internet

Information: Wie kein anderes Massenmedium zuvor stellt das Internet vielfältige und umfangreiche Informationen über aktuelle Ereignisse, Innovationen oder auch über gesellschaftliche Werte bereit.[8] Wird dieses Angebot genutzt, kann es Lernprozesse in Gang setzen und so zu einem Vehikel für die aktive Gestaltung des eigenen Lebens oder auch zur gegenseitigen Hilfe werden.[9] Die anfängliche Abhängigkeit der Migranten in Bezug auf Informationen über die Gegebenheiten der Aufnahmegesellschaft von Behörden oder Bekannten sowie fehlende Sprachkenntnisse lassen bei diesen mitunter Gefühle der Hilflosigkeit oder Fremdbestimmtheit entstehen.[10]

Das Internet kann für Migranten ein Instrument darstellen, dieser Situation zu entkommen und selbstbestimmte Entscheidungen auf Basis eigener Recherchen zu treffen. So können etwa im Internet bereitgestellte, auch mehrsprachige Informationen sehr hilfreich sein. Dieses *Empowerment* macht Migranten zu gleichberechtigteren Mitgliedern der Gesellschaft und führt dabei gleichzeitig zu einer Entlastung der staatlichen und sozialen Beratungsstellen.[11]

Eine Umfrage des Instituts für Politikwissenschaft der Universität Münster zur Internetnutzung von Migranten aus der Türkei und Russland in Deutschland belegt, dass eine diesem Potential entsprechende Informationssuche sowie -bereitstellung das zentrale Motiv der Internetnutzung von Migranten ist.[12] Migranten aus der ehemaligen Sowjet-

[5] Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes NRW, Zuwanderung und Integration in NRW, in: http://www.mgffi. nrw.de/pdf/integration/zuwanderung- integration.pdf (25. 6. 2008).

[6] Vgl. Kathrin Kissau, Das Integrationspotential des Internet für Migranten, Wiesbaden 2008, S. 156.

[7] Vgl. Initiative D21, E-Integration. IT-Roadmap zur gesellschaftlichen Integration, in http://www.initiatived21.de/fileadmin/files/07_E-Integration_IT-Roadmap/IT-Roadmap_ FINAL.pdf (28. 6. 2008).

[8] Vgl. Klaus Kamps, Individualisierung und Integration durch das Netz? in: Uwe Hasebrink/Patrick Rössler (Hrsg.), Publikumsbindungen, München 1999, S. 31.

[9] Vgl. Nicola Döring, Lernen und Lehren im Netz, in: http://paedpsych.jk.uni-linz.ac.at/PAEDPSYCH/NETLEHRE/NETLEHRELITORD/Doering.html (22. 6. 2008).

[10] Vgl. Martin Seligman, Erlernte Hilflosigkeit, Weinheim 1992.

[11] Vgl. Ines Michalowski, Ins richtige Netzwerk gelotst: Lokale Vernetzung zwischen Einwanderern und Einheimischen: Das Konzept der Stadt Münster vor dem Hintergrund der europäischen Integrationsdiskussion, in: Karin Weiss/Dietrich Thränhardt (Hrsg.), Selbsthilfe. Wie Migranten Netzwerke knüpfen und soziales Kapital schaffen, Freiburg 2005, S. 204.

[12] Vgl. Kathrin Kissau, Politische Internetnutzung von Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion. In: Uwe Hunger/dies. (Hrsg.), PPI-Working Paper, (2007) 5, in: http://ppi.uni-muenster.de/Materialien/workingpaper_5.pdf (25. 6. 2008). Weitere Informationen zum Forschungsprojekt „Politisches Potential des Internet. Die virtuelle Diaspora der Migranten aus Russ-

union besuchen im Internet insbesondere Seiten, die lokale Informationsangebote bereitstellen, Mitteilungsseiten von Behörden, Ratgeberseiten zur Arbeitsplatzsuche sowie Informationssammlungen über deutsche Traditionen und Lebensweisen. Gleichzeitig wird das Internet auch dazu genutzt, um sich über Geschehnisse im Herkunftsland und in Deutschland zu informieren, woran die Migranten gleichermaßen interessiert sind.[13]

Das Internet bietet aber auch der Bevölkerung der Aufnahmegesellschaft gute Möglichkeiten, sich über die Herkunft, Sitten und Gebräuche der Zuwanderer zu informieren. Wechselseitiges Wissen über Kultur und Geschichte kann dazu beitragen, soziale Distanz abzubauen und damit den Intergrationsprozess zu fördern.[14] Die informationsgeleitete Nutzung des Internet hat also insofern einen positiven Nebeneffekt, als sie zur Erweiterung des gemeinsamen Wissensbestands aller Nutzer über die Verhaltensweisen und Werte beider Seiten führt.

Kommunikation: Neben der Information sind die mediale sowie die persönliche Kommunikation entscheidend für die Anpassung von Migranten an die neue Umgebung im Aufnahmeland.[15] Das Internet bietet hierfür vielfältige Möglichkeiten: Durch das auf den Seiten von Online-Zeitschriften, privaten Initiativen oder öffentlichen Stellen dargebotene Wissen und die Thematisierung von aktuellen Ereignissen schafft es eine gemeinsame Basis für Gespräche und den Austausch mit anderen Bürgerinnen und Bürgern (im Sinne von Anschlusskommunikation). Darüber hinaus bietet das Internet neuartige Formen direkter Kommunikation mit anderen Nutzern etwa per E-Mail, Chat, in Weblogs oder Foren.

Für Migranten haben diese Kommunikationsformen unverkennbare Vorteile, insbesondere, wenn die Deutschkenntnisse noch nicht gefestigt sind.

Erstens sind aufgrund der möglichen asynchronen, nicht zeitgleichen Interaktion im Internet die Hemmungen geringer, in der Fremdsprache Deutsch zu kommunizieren. Die Kommunikationsmöglichkeiten über das Internet können folglich auch dazu genutzt werden, die deutsche Sprachkompetenz zu trainieren und zu verbessern. Den tatsächlichen Erfolg dieser Internetnutzungsweisen bestätigten kürzlich Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion in einer Befragung.[16]

Zweitens erleichtern und beschleunigen die zusätzlichen Kommunikationswege über das Internet die Aufnahme neuer sozialer Kontakte. Jugendliche Migranten in Israel nahmen, wie beobachtet werden konnte, etwa in Chats schneller Kontakte zu einheimischen Jugendlichen auf als in einem realen Umfeld.[17] Dabei spielen die (mögliche) Anonymität im Internet sowie die geringeren sozialen Sanktionsmöglichkeiten eine wichtige Rolle.[18] So können etwa der öffentlichen Meinung widersprechende Ansichten freier geäußert werden, ist doch hier (anders als außerhalb des Internet) die Gefahr der gesellschaftlichen Ausgrenzung weit geringer. Dieser durch das Internet unterstützte Aufbau eines neuen sozialen Netzes sowohl zu anderen Migranten als auch zu Deutschen ist für Migranten von großer Bedeutung: Das Internet ist für sie eine wichtige Ressource für praktische Informationen über ihr neues Lebensumfeld; zugleich bietet es emotionale Unterstützung.[19] Dies bestätigt jüngst eine Untersuchung der Autorin, wonach zwei Drittel der befragten Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion angaben, das Internet habe ihre Handlungsfähigkeit und ihr Verständnis für andere Kulturen erhöht.[20]

Drittens ermöglichen die neuen Kommunikationsformen im Internet auch die Beibehaltung und Pflege von Beziehungen zu weit entfernt lebenden Personen oder Familienangehörigen im Herkunftsland. Dabei nutzen

land und der Türkei in Deutschland“ unter http://ppi.uni-muenster.de

[13] Vgl. K. Kissau (Anm. 6).

[14] Vgl. Hartmut Esser, Assimilation, Integration und ethnische Konflikte. Können sie durch „Kommunikation“ beeinflußt werden?, in: Heribert Schatz/Christina Holtz-Bacha/Jörg-Uwe Nieland (Hrsg.), Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk, Opladen 2000, S. 30.

[15] Vgl. Young Yun Kim, Adapting to an Unfamiliar Culture. An Interdisciplinary Overview, in: William Gudykunst/Bella Mody (Hrsg.), Handbook of International and Intercultural Communication, Thousand Oaks/CA 2002, S. 260.

[16] Vgl. K. Kissau (Anm. 6).

[17] Vgl. Nelly Elias/Dafna Lemish, When all else fails: The Internet and adolescent-immigrant’s informal learning, in: http://www.dream.dk/uploads/files/Elias%20Nelly%20-%20Dafna%20Lemish.pdf (25. 6. 2008).

[18] Vgl. Kathrin Kissau/Uwe Hunger, The Internet as a means of studying Transnationalism and Diaspora?, Paper präsentiert auf der IMISCOE Konferenz „Diaspora and Transnationalism – Conceptual, Theoretical and Methodological Challenges“, 10–11. April 2008.

[19] Vgl. Anabel Quan-Haase/Barry Wellman, How does the Internet Affect Social Capital? in: http://www.chass.utoronto.ca/~wellman/publicationsinternetsocialcapital/Net_SC-09.PDF. (26. 6. 2008).

[20] Vgl. K. Kissau (Anm. 6).

Migranten meist ihre Muttersprache, um diese nicht zu verlernen und so den Bezug zur eigenen Herkunftskultur aufrecht zu halten. Aus Basis solcher Kontakte bilden sich oftmals Online-Gemeinschaften, die von Migranten als eine Form virtueller Heimat im Netz erlebt werden.[21] Die Zugehörigkeit zu einer solchen Gemeinschaft kann ebenfalls Sicherheit bieten und dazu beitragen, die Migrationserfahrung erfolgreich zu verarbeiten.

Befragungen von Migranten in Deutschland haben gezeigt, dass sie das Internet eher dazu nutzen, Beziehungen zu anderen Migranten zu pflegen oder aufzubauen als Kontakt zu Deutschen aufzunehmen, wobei es Unterschiede zwischen verschiedenen Migrantengruppen gibt: Türkischstämmige Nutzer haben im Vergleich zu Nutzern aus Russland häufiger Kontakt zu Deutschen und nutzen auch das Internet eher in deutscher Sprache.[22] Diese Unterschiede verdeutlichen, dass die Internetnutzung individuell, situations- und interessenabhängig ist und nicht von einer homogenen Nutzungsweise des Internet durch Migranten ausgegangen werden sollte. Darüber hinaus ist zu bedenken, dass es für interethnische Kontakte auch der Bereitschaft und des Interesses von deutschen Nutzern im Sinne aktiver Akzeptanz bedarf, um solche Kommunikationsgelegenheiten für Migranten zu schaffen.[23]

Gesellschaftliche Partizipation: Im Internet sind – neben der eher „einfachen" Nutzung von Informationen oder der Kommunikation mit Bekannten – auch oder gerade die aktive Teilhabe und ein öffentliches Engagement möglich. So verändert das Internet die Partizipationsmöglichkeiten von Migranten dahingehend, dass die bislang unzureichende Repräsentation ihrer Interessen in der deutschen Öffentlichkeit durch direkte, interaktive Formen der Einflussnahme ergänzt werden kann.[24] Online können Migranten ihre Ansichten nun einem potentiellen Massenpublikum zur Kenntnis bringen, sich Initiativen anschließen oder Netzwerke zur Durchsetzung ihre Interessen aufbauen. Sie haben die Möglichkeit, sich ebenso wie Bürgerinnen und Bürger deutscher Staatsangehörigkeit an Abstimmungsverfahren und Unterschriftensammlungen zu beteiligen, oder sie können E-Mails an Politiker zu schreiben. Internetnutzer mit türkischem oder russischem Migrationshintergrund nehmen die beschriebenen Möglichkeiten zunehmend wahr. Interessant ist, dass sich türkischstämmige Internetnutzer engagierter an Petitionen, Online-Demonstrationen oder virtuellen politischen Veranstaltungen beteiligen als andere Gruppen.[25] Gleichwohl gaben auch über 60 Prozent der befragten Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion an, das Internet trage bei ihnen dazu bei, am öffentlichen Leben in Deutschland zu teilzunehmen.[26]

Ein Teil der Migranten greift auch auf diese Partizipationsformen zurück, um sich an politischen Prozessen in ihren Herkunftsländern zu beteiligen – ein Engagement, das beispielsweise insbesondere bei kurdischen Migranten zu beobachten ist, während die politischen Aktivitäten anderer türkeistämmiger Nutzer vorrangig auf Deutschland ausgerichtet sind.[27]

Insgesamt kann das Internet dazu dienen, gesellschaftlichen Gruppen, deren Möglichkeiten der Interessendurchsetzung aufgrund eingeschränkter politischer Rechte oder geringer gesellschaftlicher Selbstorganisation ansonsten eher gering sind, Teilhabechancen zu bieten. Solche Partizipationsmöglichkeiten wirken integrierend, tragen sie doch dazu bei, dass „politische Entscheidungsträger Positionen, Ansprüche und Interessenlagen innerhalb der Bürgerschaft als solche erkennen und bei der Herstellung allgemeiner Verbindlichkeiten berücksichtigen".[28]

In gewisser Hinsicht befördert das Internet auf diese Weise auch die Mobilisierung der Nutzer mit Migrationshintergrund. Denn in

[21] Vgl. Nelly Elias/Marina Zeltser-Shorer, Russian Diaspora On-Line 2006, A Virtual Community of Immigrants from the former Soviet Union on the www, in: Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 16, in: http://www.inst.at/trans/16Nr/04_2/elias 16.htm (25. 6. 2008).
[22] Vgl. K. Kissau/U. Hunger (Anm. 18).
[23] Vgl. Rainer Geißler, Interkulturelle Integration von Migranten – ein humaner Mittelweg zwischen Assimilation und Segregation, in: Rainer Geißler/Horst Pöttker (Hrsg.), Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland, Bielefeld 2005, S. 65.
[24] Vgl. Vikas Nath, Empowerment and Governance through Information and Communication Technologies: Women's Perspective, in: International Information & Library Review, (2001) 33, S. 329.
[25] Vgl. K. Kissau/U. Hunger (Anm. 18) sowie K. Kissau (Anm. 6).
[26] Vgl. K. Kissau (Anm. 6).
[27] Vgl. Kathrin Kissau, Zugang zur politischen Öffentlichkeit finden Deutschtürken (nur) im Internet. Ergebnisse einer Onlinebefragung, in: Uwe Hunger/Kathrin Kissau (Hrsg.), PPI-Working Paper (2007) 9, in: http://ppi.uni-muenster.de/Materialien/workingpaper_9.pdf (28. 6. 2008).
[28] K. Kamps (Anm. 8).

dem Maße, in dem durch das Internet der Aufwand für gesellschaftliche Teilhabe „im wirklichen Leben“ abnimmt und die Chancen, tatsächlich Einfluss nehmen zu können steigen, wächst sicher auch die Bereitschaft zur politischen Teilhabe und zum gesellschaftlichen Engagement. So gab etwa jeder zweite türkischstämmige Nutzer an, dass er/sie sich viel mehr mit politischen Themen sowohl in Deutschland als auch in der Türkei beschäftigt, seitdem er/sie das Internet nutzt.[29]

Online-Offline: Schließlich stellt sich die Frage, wie sich das virtuelle Leben in den Alltag der Migranten außerhalb des Internet einfügt. Aufgrund der Ähnlichkeit des sozialen Raums im Internet mit dem des realen Lebens wird davon ausgegangen, dass virtuelle und reale Räume miteinander verbunden sind: Soziale Kontakte im Internet werden häufig durch reale Begegnungen ergänzt – und umgekehrt.[30] Welche Auswirkungen diese Interdependenz von Online- und Offline-Sphären auf die langfristige, dauerhafte Kontaktpflege zu Freunden und Verwandten der Migranten in den Herkunftsländern hat, wird sich erst in den nächsten Jahren zeigen.

Insgesamt erweitert und verändert das Internet schon heute das reale Lebensumfeld von Migranten. Im Internet gesammelte Erfahrungen, gefundene Informationen, erworbene Sprachkenntnisse oder geknüpfte soziale Kontakte beeinflussen das Leben der Migranten auch außerhalb dieser virtuellen Sphäre.

Integration

In welchem Zusammenhang steht nun die beschriebene Nutzung des Internet durch Personen mit Migrationshintergrund zu ihrer Integration in Deutschland?

In Informations- oder Mediengesellschaften findet Integration formal über die Einbindung in den medialen Informations- und Kommunikationsprozess statt. Das heißt, dass Menschen mit Migrationshintergrund durch die Nutzung des Internet an gesellschaftlichen Prozessen teilhaben können, die vielfach online stattfinden. Da Online- und Offline-Welten miteinander verbunden sind, wirkt sich die gesellschaftliche Teilhabe im Internet auch auf das Leben außerhalb dieses Mediums aus.

Im Internet wird durch den individuellen Austausch der Nutzer und die Vernetzung der Angebote ein gesellschaftliches Netzwerk geschaffen, das eine integrierende Kraft besitzt. Aus diesem Grund ist die individualisierte Alltagsgestaltung und Internetnutzung des Einzelnen auch keine Gefahr für die gesellschaftliche Integration, und führt auch nicht zu einer sozialen Fragmentierung. Vielmehr verändern sich die grundsätzlichen Strukturprinzipien von gesellschaftlicher Integration in feste, abgrenzbare Gruppen hin zu einer Integration in flexible Netzwerke.[31] Diese Form der Integration ist jedoch nicht stabil und dauerhaft; sie muss durch den Austausch der Nutzer mit anderen aktiv immer wieder aufrechterhalten werden.[32]

Das Internet spielt insgesamt für die Integration von Migranten eine wichtige Rolle, indem es diese Gesellschaftsmitglieder über die im Internet möglichen Prozesse der Information, Kommunikation und Partizipation in die Informationsgesellschaft Deutschland einbindet. Der Zusammenhang zwischen Online-Prozessen und gesellschaftlicher Integration wurde von der Autorin im „Triavis-Modell“ beschrieben, wonach Information, Kommunikation und Partizipation erfolgreich zur Integration führen.[33] Wer demnach durch die Nutzung des Internet Teil eines virtuellen Netzwerkes wird, hat erweiterte Möglichkeiten, sich Informationen zu beschaffen, mit anderen Mitgliedern der Gesellschaft in Kontakt zu treten und sich mit ihnen zusammenzuschließen und zu organisieren. Insgesamt führt das Internet auf diese Weise zu einer Erweiterung der integrativen

[29] Vgl. Kathrin Kissau, Politische Internetnutzung von Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion, in: Uwe Hunger/ Kathrin Kissau (Hrsg.), PPI-Working (2007) 5, in: http://ppi.uni-muenster. de/Materialien/ workingpaper_ 5.pdf (24. 6. 2008).

[30] Vgl. Keith Hampton, Living the Wired Life in the wired Suburb: Netville, Glocalization and civil society. Toronto 2001, in: http://www. mysocialnetwork.net/ downloads/ khampton01.pdf (22. 6. 2008).

[31] Vgl. A. Quan-Haase/B. Wellman (Anm. 19).

[32] Vgl. Friedrich Krotz, Die Mediatisierung von Alltag und sozialen Beziehungen und die Formen sozialer Integration, in: Kurt Imhof/Otfried Jarren/Roger Blum (Hrsg.), Integration und Medien, Wiesbaden 2002, S. 197.

[33] Vgl. K. Kissau (Anm. 6).

Interaktionsmöglichkeiten für Migranten und Mehrheitsgesellschaft.

Abschließend soll noch einmal auf die festgestellte vorrangige Nutzung des Internet durch Migranten zur Kontaktaufnahme zum Herkunftsland und zu anderen Migranten sowie auf die Nutzung des Internet in der Muttersprache eingegangen werden. In einer von der Globalisierung, den neuen Medien und preisgünstigen Reisemöglichkeiten geprägten Gesellschaft erscheint ein Integrationsverständnis angemessen, das die zunehmende transnationale Vernetzung sowie die langfristige Beibehaltung von persönlichen Beziehungen zur Herkunftskultur der Migranten positiv und nicht als integrationshinderlich bewertet .[34]

Von einer vollständigen Hinwendung zum Aufnahmeland bei gleichzeitiger Abwendung vom Herkunftsland kann nicht mehr ausgegangen werden. Mehrfache nationale Zugehörigkeiten von Menschen mit bi-kulturellen Identitäten sowie transnationalen Lebensstilen, wie sie heute oftmals anzutreffen sind, verweisen auf differenzierte Integrationsprozesse. Die Nutzung des Internet durch Migrantinnen und Migranten besitzt so das Potential, ihre Integration im Aufnahmeland zu fördern und gleichzeitig die Kontakte zum Herkunftsland weiter zu pflegen, ohne dass diese doppelte Orientierung ihre Integration in beide Gesellschaften behindern würde. Vielmehr stellt die virtuelle Sphäre des Internet einen Raum dar, innerhalb dessen diese zweifachen Interessensrichtungen und Identitäten ausgehandelt und ausgelebt werden können.

[34] Vgl. Nina Glick Schiller et al., Pathways of Migrant Incorporation in Germany, in: Transit, 1 (2005) 1, in: http://repositories.cdlib.org/cgi/viewcontent.cgi?article=1010&context= ucbgerman/transit (16. 7. 2008).

Uwe Buermann

Kinder und Jugendliche zwischen Virtualität und Realität

Viele Kinder, mehr noch Jugendliche, sind heute mit einem Mobiltelefon und einem Computer ausgestattet; viele verbringen täglich bis zu mehrere Stunden vor dem Bildschirm: im Internet. Da die Welt, in der wir leben, uns prägt, hat auch der Aufenthalt in den virtuellen Lebensräumen Auswirkungen auf die Menschen, die sich in ihnen bewegen. Dies gilt insbesondere für Heranwachsende. Und je jünger diese sind, umso weniger reale Lebenserfahrung besitzen sie, mit der sie die virtuellen Erfahrungen abgleichen könnten.

Uwe Buermann
geb. 1968;
Lehrer für Computerkunde an der Waldorfschule Kiel;
Dozent an den Lehrerseminaren in Hamburg und Kiel;
Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei IPSUM
(Institut für Pädagogik, Sinnes- und Medienökologie).
UweBuermann@T-Online.de

Viele Kinder und Jugendliche können sich ein Leben ohne Internet und Mobiltelefon nicht mehr vorstellen: Die virtuelle Welt stellt nicht nur eine Ergänzung zu ihren Erfahrungswelten dar, sondern ist längst ein fester Bestandteil ihres Lebens geworden. Bevor ich anhand konkreter Beispiele auf Chancen und Gefahren schauen werde, möchte ich zunächst skizzieren, wann und wie die virtuellen Welten die Kinderzimmer eroberten.

Wie die virtuellen Welten zu den Kindern kamen

Der Einzug der Computertechnik in die Privathaushalte erfolgte von Anfang an über die Jugendlichen und Kinder. Ende der 1970er Jahre kamen die ersten Spielekonsolen auf

den Markt, die es denjenigen, die sich diese neue Technik leisten konnten, möglich machten, am heimischen Fernseher Computerspiele zu spielen. Auch oder gerade weil die Spiele in ihrer Gestaltung und Steuerung sehr einfach waren, konnten sie viele Menschen begeistern. Das Spiel „Pong“, bei dem der Spieler mit Hilfe eines Drehknopfes einen horizontalen weißen Balken auf schwarzem Grund rauf und runter bewegte und verhindern musste, dass ein quadratischer „Ball“ aus dem Bildschirm flog, schaffte es 1978 sogar zu einer eigenen, von Thomas Gottschalk moderierten Fernsehshow. Dieser Umstand war nicht nur Ausdruck des Erfolges dieses Spielklassikers, sondern auch eine mehr oder weniger ungewollte Werbesendung für die Computerspiele.

Ein wesentlicher Faktor für die Begeisterung der Menschen war, dass sie nun nicht mehr nur passiv vor dem Fernseher saßen, sondern mit diesem Gerät interagieren konnten. Da es sich um Spiele handelt, deren Regeln kinderleicht waren und der Fernseher in dieser Zeit bereits ein fester Bestandteil des Familienlebens war, durften selbstverständlich auch die Kinder mit diesen Geräten hantieren. So ist es nicht verwunderlich, dass die ersten Desktop Computer, die nach dem Personal Computer (PC) von IBM 1980 auf den Markt kamen, sich auch eher an ein jugendliches Publikum wandten. Dies waren der C64 von Commodore und der AtariSt von Atari. Beide Geräte waren hauptsächlich als Spielecomputer ausgelegt; dessen ungeachtet gab es natürlich auch Anwendungsprogramme, so dass auch eine anspruchsvolle Arbeit mit ihnen möglich war.

Im Gegensatz zum AtariSt, der schon eine grafische Oberfläche besaß, setzte die Nutzung des C64 gewisse Grundkenntnisse in der Programmiersprache BASIC und ein Grundverständnis für die Funktionsweise des Computers voraus. Der Nachfolger des C64, der Amiga500, war dann ebenfalls mit einer grafischen Oberfläche ausgestattet, was den Umgang mit ihm erheblich vereinfachte.

Die Vorläufer des heutigen Internets, etwa das BTX-Angebot der deutschen Post (Bildschirmtext), waren für die meisten Anwender von geringem Interesse. Das lag nicht nur daran, dass die Steuerung mühsam und der Seitenaufbau langsam waren, sondern vor allem daran, dass es nur Textinformationen gab. Erst die Erfindung des http[1]-Protokolls und der Programmiersprache html[2] durch Tim Berners-Lee im Jahre 1993 führte zum Durchbruch. In Kombination mit einem entsprechenden Programm, dem so genannten Browser, war es nun möglich, die Seiten im Internet grafisch zu gestalten und Bilder und andere Dateien einzubinden.

Parallel zu dieser bahnbrechenden Erfindung wurden die Telefonnetze entsprechend ausgebaut. Auf diese Weise konnten bzw. können immer größere Datenmengen in annehmbarer Zeit über das Internet übertragen werden. Solange die Gebühren für die Nutzung des Internets minutenweise abgerechnet wurden, achtete man in vielen Familien darauf, dass die Kinder und Jugendlichen sich nicht zu lange im Internet aufhalten. Seit es die so genannten Breitbandzugänge (DSL) in Kombination mit „Flatrate“-Tarifen[3] gibt, hat sich diese Situation grundlegend geändert.

Über einen DSL-Anschluss können mehrere Computer mit dem Internet verbunden werden, so dass es in vielen Familien nicht mehr nur *einen* Computer mit Internetzugang gibt, sondern jeder Computer im Haushalt Zugang zum Internet hat. Dieser steht allen Nutzern permanent zur Verfügung, und da keine zeitbezogene Abrechnung mehr erfolgt, kann zunächst auch nicht festgestellt werden, wer sich wie lange im Internet aufhält und was er dort „unternimmt“. Durch diese technische Entwicklung haben seit Ende der 1990er Jahre immer mehr Kinder und Jugendlichen, einen mehr oder weniger unkontrollierten Zugang zum Internet erhalten. Hinzu kommt, dass von unterschiedlichen Seiten und damit aus unterschiedlichen Motiven Angebote im Internet geschaffen wurden, die sich speziell an Kinder und Jugendliche richten.

[1] http = Hyper text transfer protokoll. Dieses Protokoll regelt den Austausch von Daten im Internet zwischen allen angeschlossenen Computern.
[2] html = Hyper text markup language. Mit Hilfe dieser Programmiersprache werden die Daten so aufbereitet, das sie von jedem Computer, unabhängig von seinem Betriebssystem, empfangen und durch den entsprechenden Browser dargestellt werden können.
[3] Unbeschränkte Nutzung bei gleichbleibender monatlicher Grundgebühr.

Die Bedeutung der Lebensräume für die Entwicklung der Kinder

Die Neurobiologie hat in den vergangenen Jahren erstaunliche Fortschritte gemacht und interessante Erkenntnisse zu Tage gefördert. Viele der immer noch landläufig verbreiteten Vorstellungen sind längst überholt, und die gewonnenen Erkenntnisse haben nicht nur Bedeutung für Neurobiologen und Ärzte, sondern sollten auch pädagogische Konsequenzen nach sich ziehen. Es kann an dieser Stelle natürlich nicht darum gehen, alle Aspekte der Forschung zusammenzufassen, aber einiges muss doch hier skizzenhaft zur Darstellung kommen, weil es für unser Thema wichtig ist.

Das Gehirn ist in seiner Bildung und Entwicklung nur zu einem sehr geringen Prozentsatz durch Vererbung bestimmt, ausschlaggebend sind die Lebensbedingungen, unter denen ein Mensch heranwächst. Maßgeblich für die Entwicklung sind vor allem die Bedingungen in der Kindheit und während des Jugendalters. Bei der Geburt des Menschen sind alle Nervenzellen im Gehirn vorhanden; in den ersten drei Lebensjahren kommt es zu einem wild wuchernden Wachstum der Synapsen und deren Verknüpfungen. Eine Nervenzelle kann sich dabei mit bis zu über eintausend anderen verbinden. Im weiteren Verlauf der Entwicklung werden jene Verknüpfungen durch die Bildung der so genannten Myelinschicht verstärkt, die durch äußere (Sinneswahrnehmungen) und innere (Gedanken, Gefühle) Stimulation angeregt werden. Alle jene Verknüpfungen, die nicht angeregt werden, bilden sich zurück. Dieser Prozess findet in den verschiedenen Bereichen des Gehirns zu unterschiedlichen Zeiten statt und hält in manchen Bereichen, vor allem dem vorderen Stirnlappen, bis ins Erwachsenenalter an.

Was bedeutet das für die Pädagogik? Je ganzheitlicher die Lebenserfahrungen sind, umso mehr Gehirnareale werden gleichzeitig angesprochen und umso differenzierter wird die Gehirnstruktur des Erwachsenen sein, und damit seine organische Grundlage für Intelligenz, Kreativität, Empathie, Sozialkompetenz und alle anderen Schlüsselqualifikationen. Wenn wir Erfahrungen in der realen Welt machen, handelt es sich immer um ganzheitliche Erlebnisse, da alle Sinnesbereiche im passenden Kontext angesprochen werden. Wenn wir ein Tier im Wald beobachten, haben wir nicht nur einen optischen Eindruck, sondern wir riechen und schmecken die gleiche Luft, wir erleben die gleiche Temperatur, wir hören die gleichen Geräusche, die auch das Tier wahrnimmt. Schauen wir uns dagegen einen Tierfilm an, ist dies zwangsläufig nicht gegeben. Wir sehen zwar das Tier, und wenn wir Glück haben, hören wir auch die Geräusche seiner Umgebung, aber hinzu kommen die Geräusche unserer realen Umgebung und eventuell auch noch eine musikalische Untermalung. Wir spüren die Wärme in unserem Zimmer, nehmen unseren gewohnten Geruch war. Noch deutlicher wird es in Bezug auf die Bewegung. Wenn wir auf einem Fest sind, auf dem wir uns mit verschiedenen Menschen unterhalten, befinden wir uns jeweils im gleichen Kontext mit den Personen, mit denen wir sprechen. Möchten wir uns in einer solchen Situation in Ruhe mit jemandem unterhalten, werden wir den Trubel verlassen und ein ruhiges Plätzen aufsuchen, sei es einen Nebenraum oder eine Terrasse. In jedem Fall teilen wir nicht nur die Gedanken und Gefühle miteinander, sondern auch die Sinneseindrücke der Umgebung.

Beim Chat im Internet sieht dies ganz anders aus. Der Weg vom Großraum, in dem alle durcheinander reden, ins Separée besteht aus einem getippten Befehl, es bewegen sich also nur die Finger. Das einzige, was wir beim Chat austauschen, sind Gedanken und Gefühle in Form von Schriftzeichen, unsere Erfahrungsräume und unsere Sinneswahrnehmungen aus dem wirklichen Leben spielen hier keine Rolle. Und selbst wenn eine Webcam genutzt wird, bekommen wir lediglich einen schwachen optischen Eindruck von der realen Umgebung unseres Gesprächspartners. Dieser Umstand hat verschiedene Konsequenzen, wie noch zu zeigen sein wird.

An dieser Stelle sei bereits festgehalten, dass mediale bzw. virtuelle Erfahrungen im Verhältnis zu realen Erfahrungen immer „ärmer“ sind; dementsprechend werden weniger Bereiche im Gehirn stimuliert. Die Erlebnisse in der virtuellen Welt sind – anders ausgedrückt – zum großen Teil gedacht, demnach sind die hier gewonnenen Erfahrungen ihrem Wesen nach intellektuell. Dies führt zu

einem wichtigen Grundgesetz der Medien: Wann immer die Medien eine Ergänzung darstellen, gehen sie mit einer Erweiterung der menschlichen Erlebnisräume und Fähigkeiten einher; wann immer sie zum Ersatz werden, führen sie zu einer Verkümmerung derselben. Dies gilt umso mehr dann, wenn es sich um Kinder und Jugendliche handelt. Diese Verkümmerung schlägt sich dann sogar physiologisch nieder, was sich an einer weniger differenziert ausgeprägten Gehirnstruktur zeigt.

Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: Jugendliche, die durch reale Lebenserfahrungen einen Bezug zur räumlichen Wirklichkeit entwickelt haben, die also aus Erfahrung wissen, wie lang fünfzig Zentimeter und wie lang zwei Meter sind, können diese Erfahrungen auf die virtuellen Welten übertragen und sich dann auch in virtuellen Räumen orientieren und zurechtfinden. Kinder und Jugendliche, die vornehmlich in der virtuellen Welt groß geworden sind und keinen oder einen wesentlich geringeren Bezug zur räumlichen Wirklichkeit entwickeln konnten, haben entsprechende Probleme, sich in der realen Welt räumlich zu orientieren, was sich unter anderem in grobmotorischen Störungen niederschlagen kann.

In Kindheit und Jugend kommt es also vor allem auf eine gesunde Mischung des Erwerbs von Erfahrungen an: Die realen Erfahrungen sollten reichhaltig sein und den Anteil der virtuellen Erfahrungen deutlich übertreffen.

Chancen und Gefahren

Inwieweit die virtuellen Welten zu einer Erweiterung des persönlichen Erfahrungshorizontes beitragen können, wurde oben bereits ausgeführt. Voraussetzung dafür ist die sinnvolle, also wohldosierte Ergänzung eines gesund entwickelten Realitätsbezugs. Dies gilt nicht nur für die organische Entwicklung, sondern auch für alle im Folgenden anzusprechenden Aspekte.

Mädchen und Jungen bzw. Frauen und Männer verhalten sich bei der Mediennutzung sehr unterschiedlich: Frauen fühlen sich vor allem durch die Kommunikationsmedien (Telefon, Handy, Chat, etc.) angesprochen, nutzen diese Möglichkeiten sehr intensiv; bei Männer sind es vor allem Computerspiele. Es lohnt sich also der Frage nachzugehen, worauf diese Verteilung zurückzuführen ist und was es ist, das in den einzelnen Medienangeboten entweder die eine oder die andere Gruppe übermäßig anspricht.

Mobiltelefon: Die modernen Kommunikationsmedien (Handy, Internet) bieten neben vielen interessanten Möglichkeiten auch jene, den Gesprächspartner im Unklaren über seinen Aufenthalt zu lassen bzw. ihn ganz bewusst zu belügen. Wer vor zwanzig Jahren jemanden anrief, wusste in der Regel einigermaßen genau, wo sich die angerufene Person befand. Seit es das Mobiltelefon gibt, ist das anders. Handy-Besitzer sind – vorausgesetzt das Gerät ist eingeschaltet – permanent erreichbar, der Anrufer weiß allerdings nicht, wo sich sein Gesprächspartner gerade befindet. Wer wachen Ohres durch die Welt geht, kann erleben, dass Menschen aller Altersgruppen, keineswegs nur Jugendliche, dies ausnutzen. Immer wieder trifft man Menschen, die ihrem Gesprächspartner Auskunft über einen Aufenthaltsort geben, an dem sie sich gar *nicht* befinden. Dies hat zweifellos eine negative Wirkung auf Kinder und Jugendliche.

Wenn meine Eltern unsicher waren, ob ich wirklich zu dem angegebenen Freund gegangen war, haben sie dort angerufen und entweder jemanden erreicht, der ihnen Auskunft über mich geben konnte, oder sie waren sich nun sicher, dass ich geflunkert hatte. Viele Eltern statten ihre Kinder heute aus einem verständlichen Sicherheitsbedürfnis heraus mit Mobiltelefonen aus. Sie wiegen sich damit in dem Gefühl, jederzeit Kontakt zu ihren Kindern aufnehmen und sie damit ein wenig kontrollieren zu können. Umgekehrt gehen sie davon aus, dass diese – auch oder gerade wenn sie in Gefahr geraten – sie jederzeit anrufen können. Doch diese Sicherheit ist trügerisch: Zum einen sind die Täter heute längst darauf eingestellt, dass ihre Opfer Handys haben, zum anderen können sich die Kinder durch entsprechende Falschaussagen viel einfacher der Kontrolle ihrer Eltern entziehen. Die Folge dieser Entwicklung sind solche Angebote wie „Track your kid“,[14] die es Eltern ermöglichen, wann immer sie wollen den Aufenthaltsort des Handys ihres Kindes über das Internet abzufragen. Die vermeintliche

[14] Vgl. http://www.trackyourkid.de.

neue Freiheit führt damit allerdings – umgekehrt – in eine ganz neue Form der Überwachung und Unfreiheit.

Chat im Internet: Ein weiterer Faktor, zumindest bei textbasierten Kommunikationsmitteln – SMS, E-Mail und Chat – ist die Anonymität. Natürlich hat diese auch ihre Vorteile und kann eine echte Hilfe und Erleichterung sein: Wenn wir es mit maschinell geschriebenen Mitteilungen zu tun haben, steht allein der Inhalt im Vordergrund, und wir werden nicht durch Äußerlichkeiten, noch nicht einmal durch eine Handschrift, davon abgelenkt. Dies bietet vor allem unsicheren Menschen die Möglichkeit, selbstsicherer aufzutreten. Voraussetzung ist allerdings, dass man etwas mitteilen möchte, nicht nur mit seinen Äußerungen wahrgenommen werden will, und, dass ein echtes Interesse an dem besteht, was andere mitzuteilen haben. Ist diese Bedingung erfüllt, kann eine Begegnung in der virtuellen Welt auch auf die Realität übertragen werden.

Wer sich jedoch hinter der Anonymität versteckt, vorgibt, jemand anderes zu sein, anders auszusehen, anderes zu tun als in Wirklichkeit, der oder die verbaut sich von vornherein die Möglichkeit, die virtuellen Kontakte auch in die Wirklichkeit zu übertragen. Dies kann der Ausgangspunkt einer potentiellen Internetsucht sein: Wer sich in der realen Begegnung unsicher fühlt und in der virtuellen Begegnung mit falschen Angaben auftritt, kann vielleicht viele virtuelle Freunde gewinnen, aber die Unsicherheit, in der realen Welt Kontakte zu knüpfen, wird noch größer, die Möglichkeit in der Realität zurecht zu kommen, kann allmählich verbaut werden.

„Projektionsfalle“ Chatroom: Die *Netiquetten*, also die ungeschriebenen Regeln korrekten Verhaltens im Internet, die auch die eigene Sicherheit betreffen, sind den allermeisten Kindern und Jugendlichen, die sich im Internet bewegen, bekannt. Dennoch kommt es immer wieder vor, dass sie – insbesondere Mädchen – zu Opfern realer Verbrechen, vor allem sexuellen Missbrauchs werden. Die fassungslosen Angehörigen und Freunde können nicht verstehen, wie es dazu kommen konnte. Die Kinder wussten doch, dass sie im Internet – gerade beim Chat mit Unbekannten – keine persönlichen Informationen, wie Adressen oder Telefonnummer preisgeben sollten. Es gilt daher, einen genaueren Blick auf die Art und Weise der Kommunikation im Internet und deren Dynamik zu werfen.

Es lohnt sich, einmal die Frage zu stellen, mit wem eigentlich beim Chatten wirklich kommuniziert wird. In der Regel werden die „Gesprächspartner“ sehr schnell nach dem Aussehen des jeweils anderen fragen, denn jede oder jeder möchte sich von seinem gedachten Gegenüber ein Bild machen. „Ich bin 175 cm groß, hab schulterlanges blondes Haar, grüne Augen und eine sportliche Figur“ – könnte die Anwort eines Mädchens lauten. Was stellt sich der oder die Lesende an Hand dieser Beschreibung vor, das Gleiche, was sich die Schreibende vorgestellt hat? Ist das überhaupt möglich? Natürlich nicht, denn diese Angaben enthalten nur einen objektiven Wert: die Körpergröße. Was heißt schon schulterlanges Haar und ist das Haar glatt, oder gelockt, hat es Strähnen, ist es natürlich blond oder gefärbt. Mit wem also wird in diesen Chats kommuniziert? Die Antwort ist ernüchternd: Bei dieser Art der Kommunikation spreche ich zu mindestens 60 Prozent mit mir selbst. Das Gegenüber dient nur als interaktive Projektionsfläche meiner eigenen Vorstellungen. Hier liegt der Grund dafür, dass gerade Mädchen beim Chatten so ungeheuer offen sind: Sie sprechen tatsächlich von Anfang an mit ihrer allerbesten Freundin, nämlich mit sich selbst, und deshalb geben sie so schnell so vieles von sich preis: alle ihre Probleme, die sie mit ihren Eltern, der Schule, realen Freunden, aber auch jene, die sie vielleicht mit ihrer körperlichen Entwicklung haben.

Wenn beim Chatten zwei Personen aufeinandertreffen, die beide in dieser „Projektionsfalle“ stecken, dann ist das nicht weiter bedenklich. Sie werden sich mit sich selber und dem gedachten Gegenüber angeregt unterhalten und vielleicht auch Gewinn aus diesen Gesprächen ziehen, kann es doch hilfreich sein, Gedanken zu Themen, die einen beschäftigen, niederzuschreiben. Sollte das Gegenüber aber die Situation bewusst oder unbewusst durchschauen, die Projektion erkennen, kann das virtuelle Vertrauen mit Hilfe einfacher Tricks schnell ausgebaut und in der Folge virtuell oder sogar real missbraucht werden.

Partnersuche im Internet: Im realen Leben werden die Partner im Zustand akuten Ver-

liebtseins idealisiert. Wenn später schrittweise die Ernüchterung eintritt, wird jede Beziehung auf eine harte Probe gestellt. Bei Beziehungen, die im Chatroom entstehen, kann es dabei regelrecht zum Absturz kommen, denn hier verliebt man sich nicht in den anderen Menschen, sondern allein in die Vorstellungen, die man sich von diesem macht. Hier liegt der Grund dafür, dass die allermeisten Beziehungen, die auf diesem Wege zustande kommen, nicht lange halten – vor allem dann nicht, wenn einer oder beide bei den virtuellen Begegnungen nicht ehrlich waren. Voraussetzung dafür, dass die Chat-Beziehung sich im realen Leben bewährt, ist Aufrichtigkeit. Und das echte Interesse am Anderen muss das Bedürfnis nach Selbstdarstellung überwiegen.

Die zweifellos vorhandenen Vorteile der virtuellen Kommunikationsräume können dann genutzt und die Gefahren entsprechend minimiert werden, wenn sich die Nutzer durch persönliche Reife auszeichnen: Ein gesundes Selbstvertrauen, die Fähigkeit zur Reflexion des eigenen Handelns und der eigenen Ansprüche an andere Menschen sowie ein ernsthaftes Interesse am jeweiligen Gegenüber und an den diskutierten Themen müssen gegeben sein. Dann werden die Vorteile überwiegen. Wenn diese Reife nicht erreicht ist, und das gilt im Grundsatz für alle Kinder und Jugendlichen unter 14 Jahren und für viele auch noch darüber hinaus, überwiegen die Gefahren.

Dann kann die virtuelle Welt zur Falle werden: Hier trifft man auf Menschen, die einen rundherum bestätigen: Hier kann man sich so darstellen, wie man gerne wäre – und wird dafür geachtet und geliebt. Je weiter sich die Selbstdarstellung von der Wirklichkeit entfernt, umso schwieriger wird es, die Wirklichkeit zu akzeptieren. Die Betroffenen ziehen sich dann nicht selten immer mehr aus realen Beziehungen zurück; die selbstkreierte virtuelle Persönlichkeit wird für sie immer bedeutsamer.

Anders als in früheren Generationen, in denen es auch Stubenhocker und Tagträumer gab, vermittelt die virtuelle Welt die Illusion, man könne die eigenen Träume tatsächlich leben. Angebot wie „Second Life“ und Onlinespiele wie „World of Warcraft“ sind die konsequente Fortsetzung dieser Entwicklung:[5] Hier kann man sich ein virtuelles Abbild, einen so genannten Avatar,[6] seiner Möchtegernpersönlichkeit schaffen und mit dieser Persönlichkeit in einer virtuellen Parallelwelt leben.

Vom Lästern zum Mobbing

Vor allem Kinder und Jugendliche vergessen immer wieder, dass es sich beim Internet um einen öffentlichen Raum handelt. Es ist nicht schwer zu verstehen, wie es zu dieser Fehleinschätzung kommt: Viele Kinder und Jugendlichen haben einen eigenen Computer mit Internetzugang im eigenen Zimmer: Wenn sie sich ins Internet einloggen, befinden sie sich in ihrer gewohnten Umgebung. Alles, was auf dem Bildschirm erscheint, bekommt dadurch einen privaten Charakter, gerade so wie ein Buch oder ein Brief, das oder den man in seinem Zimmer liest oder schreibt. Diese Ausgangssituation erklärt auch das oftmals fehlende Unrechtsbewusstsein in Bezug auf illegale Downloads oder andere illegale Aktivitäten im Internet. Das Internet ist ein internationales Medium, aber die Frage danach, was erlaubt ist und was nicht, richtet sich nach der nationalen Gesetzgebung. Um sich immer richtig zu verhalten, bedarf es also des Bewusstseins, dass nicht alles, was im Netz zugänglich ist, auch für mich geeignet bzw. erlaubt ist. Und letztendlich müsste jeder Nutzer genau über die nationalen Einschränkungen und Gesetze informiert sein.[7]

Schülerforen im Internet: In Schülerforen wie www.schuelervz.net oder www.schueler.cc wird immer wieder gegen geltendes Recht verstoßen – mit nicht selten weit reichenden Folgen für die Betroffenen. In diesen Foren können die Schülerinnen und Schüler Profile anlegen, in denen sie sich selbst darstellen. Hinzu kommt die Möglichkeit, eine beliebige Anzahl von Bildern von sich und anderen ins Netz zu stellen. Vorrangiges Ziel ist es, auf diesem Wege andere Schüler oder Schülerinnen kennenzulernen bzw. auf sich aufmerksam zu machen. Vielfach geht dies mit einem Buhlen um Aufmerksamkeit einher. Wer daran teilnimmt, möchte, dass andere das eigene Profil anschauen und dies durch Einträge ins Gästebuch oder gesendete Nachrichten kommentieren. Neben Lob und Anerkennung stehen aber schnell auch Demütigungen,

[5] Second life ist eine virtuelle Parallelwelt, in der die Teilnehmer sich nicht nur einen Avatar gestalten, sondern eine Wohnung oder ein Haus. Es werden dort virtuelle Arbeiten geleistet, mit denen virtuelles Geld verdient werden kann, mit dem dann virtuelle Anschaffungen (Kleider, Möbel, etc.) getätigt werden können.

[6] Avatar kommt aus der indischen Mythologie und bezeichnet ein von einem höheren geistigen Wesen besessenes Wesen (Tier oder Mensch), klassischer Weise der Priester, durch den ein Dämon oder Gott spricht und wirkt. Im Computerspiel ist es die virtuelle Figur, die durch den Spieler „beseelt“ wird.

[7] Urheberrecht, Indizierungskriterien, Persönlichkeitsrecht und Jugendschutzgesetz.

Schmähungen und Beleidigungen – mitunter der schlimmsten Art. Sätze wie „Du feige Sau“, um einen der harmloseren zu zitieren, sind schnell geschrieben, auch von jenen, die so etwas im realen Gespräch nie sagen würden. Schnell werden so Kinder und Jugendliche zu Opfern.

Da Profile schnell generiert sind, werden solche auch schon mal unter dem Namen anderer Schüler oder Lehrer erstellt. Das ist meist als Scherz gedacht: Die „Täter“ denken dabei nur an ihre Klassenkameraden, Freundinnen und Freunde und lassen außer Acht, dass sie diese „Scherze“ weltöffentlich betreiben. Die Opfer stehen dieser Art Mobbing oft hilflos gegenüber: Es findet im virtuellen Raum statt, und damit fehlt der direkte Ansprechpartner. Manch einer weiß noch nicht einmal etwas von seiner Verunglimpfung, da er oder sie überhaupt nicht in diesen Foren vertreten ist. Das Opfer merkt lediglich, dass sich das Verhalten seiner Mitschüler oder – im Falle des Lehrpersonals – der Schüler, verändert, dass hinter seinem Rücken getuschelt wird, dass er oder sie einer kritischen Beobachtung ausgesetzt ist.

Sogfaktor der Computerspiele

Zum Schluss möchte ich noch einige Anmerkungen zu der Sogwirkung der Computerspiele machen, allen voran der Onlinerollenspiele wie etwa WOW.[8] Vielfach geht es bei Computerspielen um Wettkampf, ein Umstand der vor allem die männlichen Nutzer anspricht. Die Auflistung der Platzierungen erfolgt ganz objektiv durch den Computer. Viel wichtiger ist aber die Erfolgsgarantie. Wenn man Spieler fragt, wie man der Beste wird, sagen sie gerne, man müsse üben. Das klingt gut, aber wie übt man am Computer? Anders als beim Üben eines Musikinstruments geht die gedankliche und habituelle Schulung hier vor allem unbewusst vonstatten. Erwachsene, welche die Spiele verstehen wollen, messen die Spielabläufe in der Regel an ihren realen Erfahrungen. Beim Lernprozess am Computer handelt es sich jedoch um eine klassische Konditionierung: Je weniger ich beim Spielen denke, je bedenkenloser ich die Vorgaben der Programme adaptiere und je länger ich auf diese Weise spiele, umso besser werde ich. Darin besteht die „soziale Komponente“ der Computerspielsucht. Am deutlichsten kann man das daran sehen, dass Spieler bei so genannten LAN-Partys oder Onlinespielen erst nach mehreren Stunden, wenn sie sich eigentlich schon leicht „im Delirium“ befinden und kaum noch einen zusammenhängenden Satz formulieren können, in Hochform sind: Dann haben sie die besten „Skills“.

[8] WOW steht für „World of Warcraft“, das populärste deutschsprachige Onlinerollenspiel.

Das reale Leben funktioniert (leider?) nicht so: Wer schulische oder Probleme mit seinen Eltern hat, kann diese nicht einfach dadurch lösen, dass er länger im Klassenraum oder im Wohnzimmer neben seinen Eltern sitzen bleibt. Im realen Leben sind Leistungen immer an innere und äußere Aktivitäten gebunden. Wer sich an das Belohnungs- und Erfolgssystem von Computerspielen gewöhnt, dem fällt es zunehmend schwerer, sich den Herausforderungen des wirklichen Lebens zu stellen und selbst berechtigte Kritik zu ertragen.

Zusammenfassung

Nur wer die notwendigen Voraussetzungen besitzt, kann die Chancen, welche die die virtuellen Welten bereithalten, produktiv nutzen und seinen Erfahrungshorizont erweitern. Insbesondere Kinder, aber auch Jugendliche sind auf Grund ihrer naturgemäß fehlenden persönlichen Reife nicht in der Lage, sich gegenüber den Gefahren des Internets zu behaupten. Sie benötigen den Schutz der Eltern, Erzieher und Lehrer. Ähnlich wie beim Autofahren oder in Bezug auf Nikotin und Alkohol gibt es hier eine Sorgfaltspflicht der Erwachsenen. Computer mit Internetzugang sollten nicht in Kinder- und Jugendzimmer stehen, sondern im Verkehrsbereich des Familienlebens (Wohnzimmer, Flur oder Küche) plaziert werden. Zum einen können die Eltern das Computerverhalten ihrer Kinder so besser im Auge behalten; zum anderen wird den Kindern und Jugendlichen verdeutlicht, dass es sich im Internet um einen öffentlichen Bereich handelt.

Die beste Erziehung zur Medienkompetenz beginnt mit Medienabstinenz. Damit Kinder und Jugendliche sich in der virtuellen Welt zurechtfinden und behaupten können, gilt es, durch ganzheitliche Erlebnisse erst einmal die physischen und seelischen Grundlagen zu legen. Wichtig ist bei all dem die Verhältnismäßigkeit: Je jünger die Kinder sind, umso größer sollte der Anteil der realen im Verhältnis zu den virtuellen Erfahrungen sein. Immer mehr Grundschulkinder verbringen inzwischen einen großen Teil ihrer Freizeit mit Medien. Eine Aufgabe der Schulen sollte daher darin bestehen, für den entsprechenden Ausgleich vor allem auch durch Fächer wie Sport und Musik zu sorgen.

Nicola Döring

Psychische Folgen der Internetnutzung

Nur drei Prozent der Frauen und zehn Prozent der Männer gehörten 1997 zur privilegierten Minderheit der frühen Internetnutzer. Zehn Jahre später ist das Internet ein *Alltagsmedium*: 57 Prozent der Frauen und 69 Prozent der Männer nahmen 2007 an der Online-Kommunikation teil – Tendenz weiterhin steigend.[1] Die heutigen Jugendlichen gelten zu Recht als *Online-Generation* bzw. *Screenager*: 95 Prozent der Mädchen und Jungen zwischen 14 und 19 Jahren bewegen sich im Cyberspace: in der virtuellen Realität. Diese jungen Onliner sind die erwachsenen Internetnutzer von morgen und die *Cybersenioren* bzw. *Silver Surfer* von übermorgen. Internetnnutzung erfolgt heute längst nicht mehr nur im Rahmen von Arbeits- oder formalen Bildungsprozessen, sondern ist vor allem Teil der selbst organisierten Pausen- und Freizeitgestaltung.[2]

Nicola Döring
Dr. phil. habil.; Professorin für Medienkonzeption und Medienpsychologie an der Technischen Universität Ilmenau, Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft, Ernst Abbe Zentrum für Forschung und Transfer (EAZ), Ehrenbergstr. 29, 98693 Ilmenau.
nicola.doering@tu-ilmenau.de
www.nicola-doering.de

Wie ist diese Entwicklung aus psychologischer Sicht zu beurteilen? Können wir durch die Nutzung des Internet unser Leben verbessern, unser Wohlbefinden und Glück steigern? Oder birgt das Internet eher Gefahren für das seelische Gleichgewicht – angefangen bei Internetsucht über sexuelle und sonstige Online-Belästigung, den Verlust der Privatsphäre bis hin zu sozialer Isolation?

Welche psychischen Folgen das Internet für die Einzelne oder den Einzelnen hat, wird nicht durch die technischen Eigenschaften oder verfügbaren Inhalte des Internet vorbestimmt. Entscheidend ist vielmehr die Art und Weise, wie eine Person das Internet nutzt (oder eben nicht nutzt) – und wie sich die Internetaktivitäten in ihren Alltag einfügen: Aus medienpsychologischer und kommunikationswissenschaftlicher Sicht sind weder Jugendliche noch Erwachsene schädlichen Wirkungen der Medien hilflos ausgeliefert oder stehen diesen passiv gegenüber. Die Nutzer versuchen vielmehr, das Internet (wie auch andere Medien) aktiv den jeweiligen Bedürfnissen und Lebensumständen anzupassen. Diese *Medienaneignung* erweist sich oft als nützlich, kann aber auch problematische Formen annehmen.

Internetkompetenz

Eine Nichtnutzung des Internet kann sich für den Einzelnen als ungünstig erweisen, weil er oder sie dadurch von zahlreichen Informations-, Unterhaltungs-, Kommunikations- und Transaktionsmöglichkeiten, die unsere Mediengesellschaft bietet, ausgeschlossen ist. Um einer *digitalen Spaltung* der Gesellschaft in Onliner und – oftmals sozial schwächere – *Offliner* entgegenzuwirken, sind kostenlose Internetzugänge in öffentlichen Einrichtungen und zielgruppengerechte Internetkurse sinnvoll. Um zum Ausdruck zu bringen, dass sich die Umgangsweisen mit dem Internet in verschiedenen Bevölkerungsgruppen deutlich unterscheiden, wird innerhalb der Gruppe der Onlinerinnen und Onliner von *digitalen Ungleichheiten* gesprochen. Im Vorteil sind beispielsweise Personen, die im Internet ganz gezielt nach Informationen suchen, und diese hinsichtlich ihrer Qualität und Glaubwürdigkeit kritisch bewerten können. In besonderer Weise profitieren vom Internet auch diejenigen, denen ein breites Spektrum an Online-Diensten mit ihren jeweiligen Funktionen, Chancen und Risiken bekannt ist, sowie jene, welche die notwendigen Fertigkeiten mitbringen, um durch eigene Beiträge aktiv an der Netzkommunikation teilnehmen zu können. Die aufgeführten medienspezifischen Fähigkeiten werden zusammenfassend als *Internetkompetenz* bezeichnet.

[1] Vgl. Birgit van Eimeren/Beate Frees, ARD/ZDF Online-Studie 2007. Internetnutzung zwischen Pragmatismus und YouTube-Euphorie, in: Media Perspektiven, (2007) 8, S. 362–378, hier: S. 364. http://www.daserste.de/service/ardonl0107.pdf (12. 7. 2008).
[2] Vgl. ebd., S. 375.

Digitale Ungleichheiten können soziale Benachteiligungen verstärken, etwa wenn bildungsferne Jugendliche nicht ausreichend darüber informiert sind, wie sie auch im Internet Praktikumsplätze finden oder Online-Bewerbungen gestalten können. Mit dem Ziel, digitalen Ungleichheiten entgegenzuwirken, sollte der Erwerb von Internetkompetenz nicht allein von kindlichen Selbstversuchen und Hilfen in Elternhaus und Freundeskreis abhängen, sondern in den allgemeinbildenden Schulen systematisch gefördert werden. Leider stellt Deutschland hinsichtlich der schulischen Vermittlung von Computer- und Internetkompetenz laut PISA-Studie 2006 im Ländervergleich bislang das Schlusslicht dar: Weniger als ein Drittel der Schülerinnen und Schüler in Deutschland (31 Prozent) werden regelmäßig in der Schule in Computernutzung unterrichtet. In Österreich sind es dagegen fast drei Viertel (73 Prozent); der OECD-Durchschnitt liegt bei 56 Prozent.[3]

Sich mit dem Internet „gut auszukennen", reicht indessen nicht aus, um zu einer psychisch unschädlichen Gebrauchsweise zu finden. Darüber hinaus sollten die Nutzer über lebenspraktische Kenntnisse verfügen. Die so genannte *Positive Psychologie* beschäftigt sich mit menschlichen Stärken, mit Sinn und Glück im Leben, um empirisch fundierte Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensqualität zu entwickeln. In diesem Beitrag werden im Sinne einer *Positiven Internetpsychologie* drei Lebensbereiche herausgegriffen, die gemäß der Glücksforschung besonders wichtig für die Lebenszufriedenheit sind: Gesundheit, Identität und soziale Beziehungen.[4]

Gesundheit und Internet

Die große Mehrheit der Onlinerinnen und Onliner – in den USA sind es beispielsweise rund 80 Prozent – informiert sich bei gesundheitlichen Beschwerden im Internet über Krankheitsbild, Diagnose- und Therapiemöglichkeiten.[5] Der komfortable und direkte Zugriff auf eine große Fülle von überwiegend seriösen Gesundheitsinformationen trägt dazu bei, dass sich Betroffene zeitnah und aktiv mit ihren Krankheiten befassen, zum Arztbesuch motiviert werden, kompetenter mit medizinischem Personal kommunizieren können, sich entscheidungssicherer fühlen und zu *mündigeren Patienten und Konsumenten auf dem Gesundheitsmarkt* werden – Faktoren, die Behandlung und Genesung unterstützen. Mit entsprechender Informationskompetenz fällt es leicht, aus der Fülle der Angebote zielgerichtet Online-Informationen zur gesuchten Krankheit auszuwählen und diese hinsichtlich ihrer Vertrauenswürdigkeit kritisch zu bewerten.

Neben den Informationsangeboten gibt es mittlerweile für viele gesundheitliche Probleme entsprechende *Online-Selbsthilfegruppen*, etwa für Brustkrebspatientinnen, für Kinder, die an Diabetes leiden, für Angehörige von Demenzpatienten, ungewollt Kinderlose, HIV-Positive, Depressive oder Allergiker. In diesen Foren unterstützen sich Betroffene und Angehörige bei Bedarf anonym und unabhängig von Ort und Zeit, indem sie einander Ratschläge geben, Trost und Ermutigung bei der Krankheitsbewältigung zusprechen usf.[6] Für die Lebenszufriedenheit des Patienten ist das subjektive Empfinden, das sich durch die Einbindung in eine Selbsthilfegruppe meist verbessert, entscheidender als der tatsächliche gesundheitliche Zustand. Die vom heimischen Computer aus jederzeit kontaktierbaren Online-Selbsthilfegruppen sind vor allem für Menschen wichtig, die aus persönlichen, gesundheitlichen oder beruflichen Gründen keinen Zugang zu herkömmlichen Offline-Selbsthilfegruppen haben. Online-Selbsthilfegruppen füllen also eine psychosoziale Versorgungslücke und werden in einer alternden Gesellschaft, in der das Leben mit chronischen Krankheiten und Behinde-

[3] Vgl. Manfred Prenzel/Cordula Artelt/Jürgen Baumert/Werner Blum/Marcus Hammann/Eckhard Kieme/Reinhard Pekrun (Hrsg.), PISA 2006. Die Ergebnisse der dritten internationalen Vergleichsstudie, in: http://pisa.ipn.uni-kiel.de/zusammenfassung_PISA 2006.pdf (12. 7. 2008), S. 17.

[4] Vgl. Alan Carr, Positive Psychology. The Science of Happiness and Human Strengths, New York, NY 2004, S. 37.

[5] Vgl. Susannah Fox, Online Health Search 2006, PEW Internet Research Report. http://www.pewinternet.org/pdfs/PIP_Online_Health_2006.pdf (12. 7. 2008).

[6] Vgl. Shelly Rodgers/Qimei Chen, Internet Community Group Participation: Psychosocial Benefits for Women with Breast Cancer., in: Journal of Computer-Mediated Communication, 10 (2005) 4. http://jcmc.indiana.edu/vol10/issue4/rodgers.html (12. 7. 2008).

rungen alltäglicher wird, weiterhin stark an Bedeutung gewinnen.

Zur *Online-Gesundheitsprävention* stehen neben allgemeinen und spezifischen Informationen vor allem interaktive Online-Dienste zur Verfügung, die auf der Basis individueller Voraussetzungen und Ziele als persönlicher Gesundheitscoach fungieren: Wer etwa ein langfristiges Ernährungs-, Fitness-, Stessbewältigungs- oder Anti-Rauch-Programm absolviert, kann sich durch diese Dienste begleiten lassen; er oder sie erhält auf diese Weise Rückmeldungen über Erfolge und Hilfestellung bei Misserfolgen. Entsprechende Online-Coaches werden unter anderem von Publikumszeitschriften und Krankenkassen im World Wide Web angeboten. Ihre Akzeptanz, Wirksamkeit und Wirkungsweise sollten zukünftig noch genauer untersucht werden.[7]

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass gesundheitsbezogene Informationen, Selbsthilfegruppen und Coaching-Dienste im Internet den direkten Kontakt zu medizinischen Einrichtungen und Fachleuten zwar nicht ersetzen können und sollen. Aber sie können begleitend und ergänzend zu herkömmlichen Behandlungsprogrammen eingesetzt werden, um die Reichweite und Qualität der Gesundheitsversorgung und damit das Wohlbefinden der Bevölkerung zu verbessern.

Damit die Internetnutzung nicht selbst zum Gesundheitsrisiko wird bzw. das körperliche und seelische Wohlbefinden mindert, ist darauf zu achten, dass sich der allgemeine Bewegungs- und Schlafmangel unserer Zivilisation nicht durch stundenlange nächtliche Computersitzungen weiter verstärkt. In der Regel verzichten Internetnutzer jedoch nicht auf sportliche Betätigung; eher schränken sie den Fernsehkonsum ein oder nutzen das Fernsehen als Hintergrundmedium, um so Zeit für Online-Aktivitäten zu gewinnen. Sofern jedoch im Einzelfall die Tendenz zu starker Bewegungsarmut besteht, kann im Sinne der Selbstregulation sowie durch Erziehung und Bildung darauf hingewirkt werden, die Gewohnheit zu entwickeln, sich Internetzeit durch entsprechende Zeiteinheiten sportlicher Betätigung „zu verdienen".[8]

[7] Vgl. Jessica A. Whiteley/Bruce W. Bailey/Kyle J. McInnis, State of the Art Reviews: Using the Internet to Promote Physical Activity and Healthy Eating in Youth, in: American Journal of Lifestyle Medicine, (2008) 2, S. 159–177.

[8] Vgl. Karen H. Larwin/David A. Larwin, Decreasing Excessive Media Usage While Increasing Physical Activity: A Single-Subject Research Study, in: Behavior Modification, 2008; (Online first: http://bmo.sagepub.com/cgi/content/abstract/0145445508319668v1 (12. 7. 2008).

Identität und Internet

Ein zweiter wesentlicher Faktor für psychisches Wohlbefinden ist ein positives Selbstbild. Dieses wiederum kann sich unter anderem dann entwickeln, wenn wir Erfolgserlebnisse haben, etwas schaffen, worauf wir stolz sein können; und wenn wir die Möglichkeit haben, das, was uns beschäftigt und ausmacht – unsere Identität mit all ihren Teilidentitäten –, auszudrücken und dabei positive Resonanz von anderen erhalten: Wenn wir uns gesehen, verstanden und anerkannt fühlen. Das Internet bietet eine neue öffentliche Bühne für *Identitätsdarstellungen von Individuen und Gruppen* mit gleichberechtigtem Zugang für alle Internetnutzer, die entsprechende Kompetenzen mitbringen bzw. erwerben.[9]

Auf persönlichen Homepages, in Online-Profilen und Internettagebüchern beantworten Menschen sich selbst und anderen die Frage „Wer bin ich?". Bei diesen Selbstpräsentationen handelt es sich *nicht* um fiktive virtuelle Identitäten. Die Verfasserinnen und Verfasser verweisen in Wort und Bild – in mehr oder minder anspruchsvoller und umfassender Gestaltung – auf diverse Aspekte ihrer Identität: auf berufliche Tätigkeiten, Hobbies, Familie und Freunde, Wohn- und Urlaubsorte, äußeres Erscheinungsbild, politisches Engagement, kritische Lebensereignisse usw.[10] Die öffentliche und selbstbestimmte Darstellung der eigenen Identität im Internet kann – durch ihre mediale Gestaltung, durch die Vernetzung mit Gleichgesinnten und durch positive Resonanz – das Selbstvertrauen stärken und ein selbstsicheres Auftreten außerhalb des Netzes unterstützen. Besonders große Bedeutung hat sie im Jugendalter, in dem die Suche nach der eigenen Identität eine zentrale Entwicklungsaufgabe darstellt.[11] Aber auch für Erwachsene, die von kritischen Lebensereignissen betroffen sind (etwa Trennungen oder Todesfällen), gesellschaftlichen Minderheiten angehören (aufgrund ihrer Ethnizität oder sexuellen Orientierung) oder künstlerisch ambitioniert sind, kann Internetöffentlichkeit bei der Identitätsarbeit hilfreich sein.[12] Damit die eigene Privatsphäre geschützt bleibt

[9] Vgl. Nicola Döring, Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen, Göttingen 2003², Kap. 6.

[10] Vgl. dies. Nicola Döring, Personal Home Pages on the Web: A Review of Research, in: Journal of Computer-Mediated Communication, 7 (2002) 3, o. S.

[11] Vgl. Kelly Schmitt/Shoshana Dayanim/Stacey Matthias, Personal homepage construction as an expression of social development, in: Developmental Psychology, 44 (2008) 2, S. 496–506.

[12] Vgl. Jonathan Alexander, Homo-pages and queer sites: Studying the construction and representation of queer identities on the world wide web, in: International Journal of Sexuality & Gender Studies, 7 (2002), S. 85–106.

und dennoch bei Bedarf heikle Persönlichkeitsaspekte thematisiert werden können, werden Online-Selbstdarstellungen ggf. auch pseudonym erstellt oder nur für bestimmte Nutzergruppen freigeschaltet.

Bei diesen persönlichen Internetpublikationen handelt es sich um *Nischenmedien,* die sich an Freunde und Bekannte, an Mitbetroffene und Interessierte wenden und von diesen aktiv abgerufen werden. Sie zielen ausdrücklich nicht auf ein Massenpublikum und einen Massengeschmack ab, müssen und wollen keine „Quote" machen oder in Inhalt und Form den Trendmedien entsprechen. Ihre Stärke liegt in der Authentizität des individuellen Ausdrucks, inklusive möglicher Unbeholfenheit und Improvisation, die im Kontrast zur Hochglanzästhetik der normierten kommerziellen Medienwirklichkeit steht. Das natürliche Selbstdarstellungs- und Mitteilungsbedürfnis von Internetnutzern „wie du und ich", die ihre Belange mit eigener Stimme artikulieren und mit eigenen Stilmitteln zum Ausdruck bringen, wird oft vorschnell als „virtueller Exhibitionismus" diffamiert. Doch eine demokratische Mediengesellschaft sollte die breite Partizipation *der Bürgerinnen und Bürger an der Produktion von Medieninhalten* begrüßen. Dass dabei auch private Themen eine Rolle spielen, verwundert nicht, da diese doch für Identität und Lebenszufriedenheit von großer Bedeutung sind. Dabei dürfen die Persönlichkeitsrechte Dritter freilich nicht verletzt werden; auch ist es verboten, verfassungsfeindliche Botschaften zu verbreiten, denn ein rechtsfreier Raum ist das Internet nicht.

Während persönlichen Online-Publikationen wie Homepages, Online-Profilen oder Internettagebüchern oft Exhibitionismus und übertriebene Selbstoffenbarung vorgeworfen werden, steht computervermittelte Kommunikation – beispielsweise das Chatten – im Verdacht, von *Identitätstäuschungen und Maskerade* geprägt zu sein. Empirische Studien zeigen jedoch, dass beliebige Identitätstäuschungen eher selten vorkommen: Entsprechende Texte zu verfassen, ist aufwändig und meist wenig lohnend. Auch der viel beschworene Online-Geschlechterwechsel wird nur von einer winzigen Minderheit der Internetnutzer regelmäßig vollzogen, die meisten nutzen die Freiheiten der computervermittelten Kommunikation einfach, um sich ein wenig vorteilhafter darzustellen und leichter mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. Manchmal können *spielerische Identitätsexperimente* im Internet (so geben sich Jugendliche im Chatroom mitunter älter aus als sie sind) neue Einsichten vermitteln und die Sozialkompetenz verbessern.[13] Dass sich auch Menschen mit kriminellen Absichten das Internet zunutze machen, sollte zwar Anlass zur Vorsicht sein, aber nicht zu übertriebenem Misstrauen führen. Der größte Teil der computervermittelten Kommunikation findet mit Menschen statt, die wir auch sonst aus dem Alltag kennen, so dass Identitätsverschleierungen kaum möglich sind. Im Gegenteil, nicht nur schüchterne Menschen berichten, dass sie sich bei der Online-Kommunikation per E-Mail, Chat oder Instant Messenger oft entspannter fühlen als im direkten Gespräch und dass es ihnen leichter fällt, ihr *wahres Ich* zu zeigen.[14]

Soziale Beziehungen und Internet

Fragt man Menschen danach, was ihrem Leben Sinn verleiht, so stehen zwischenmenschliche Beziehungen in allen Altersgruppen an erster Stelle.[15] Dies spiegelt sich auch in der Art und Weise des Gebrauchs des Internet wider. Insbesondere Jugendliche nutzen es, um Kontakt zu ihren Freunden zu halten, bevorzugt per *Instant Messenger*, der anzeigt, welche Freunde gerade online sind, und schnellen Nachrichtenaustausch erlaubt. Verstärkte Internetnutzung geht bei den meisten Jugendlichen nicht – wie oft befürchtet wird – mit sozialer Isolation einher, sondern ist eher Ausdruck besonders guter sozialer Integration.[16] Auch der Erfolg der *Social-*

[13] Vgl. Patti M. Valkenburg/Jochen Peter, Adolescents' Identity Experiments on the Internet: Consequences for Social Competence and Self-Concept Unity, in: Communication Research, (2008) 35, 208–231.

[14] Vgl. John A. Bargh/Katelyn Y. A. McKenna/Grainne M. Fitzsimons, Can You See the Real Me? Activation and Expression of the ‚True self' on the Internet, in: Journal of Social Issues, 58 (2002), S. 33–48. *Anmerkung der Redaktion:* Siehe hierzu auch den Beitrag von Uwe Buermann in diesem Heft.

[15] Vgl. Ann Auhagen, On the psychology of meaning of life, in: Swiss Journal of Psychology, 59 (2000) 1, S. 34–48.

[16] Vgl. Patti M. Valkenburg/Jochen Peter, Preadolescents' and Adolescents' Online Communication and Their Closeness to Friends, in: Developmental Psychology, 43 (2007) 2, S. 267–277.

Networking-Plattformen unterstreicht die Bedeutung des Internet für die Pflege sozialer Beziehungen. Die Mehrzahl der Studierenden in Deutschland nutzt die Plattform StudiVZ sowohl zur Kontaktpflege am neuen Studienort als auch, um mit ehemaligen Schulfreunden in Verbindung zu bleiben.[17] In beiden Fällen verdrängt die Online-Kommunikation nicht das persönliche Gespräch oder Treffen, sondern bietet zusätzliche Kontaktmöglichkeiten.

Auch Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen können von computervermittelter Kommunikation profitieren, etwa wenn Eltern mit ihren erwachsenen Kindern per *E-Mail* in Kontakt bleiben oder entfernt lebende Großeltern per *Online-Fotoalbum* oder *Webcam* regelmäßig ihre Enkel sehen können. Während postalische Briefe heute nur noch von sehr wenigen Menschen und nur zu besonderen Anlässen geschrieben werden, gibt es bei der Online-Kommunikation keine hohe Schreibbarriere, der Austausch ist weniger floskelhaft und steif, dafür lebendiger und ähnelt dem mündlichen Gespräch. War die üblicherweise telefonische Kontaktpflege im Verwandtschaftskreis früher in erster Linie Frauensache, so sind durch Online-Kommunikation mittlerweile auch die Männer stärker einbezogen, indem sie mit Verwandten E-Mails austauschen.

Neben der Pflege vorhandener Sozialkontakte dient das Internet auch zum Aufbau neuer Beziehungen, etwa über die Teilnahme an Online-Gemeinschaften oder die Nutzung von Online-Kontaktbörsen.[18] Die Befürchtung, dass Online-Gemeinschaften zu einer *Cyber-Balkanisierung* führen, also zu einer Zersplitterung der Gesellschaft in abgeschottete Online-Zirkel, ist empirischen Ergebnissen zufolge unbegründet. Vielmehr erweitern Online-Kontakte das soziale Netzwerk, weil man sich nicht nur mit seinesgleichen austauscht, sondern an verschiedenen Online-Gemeinschaften teilnimmt und dadurch verstärkt mit Menschen außerhalb des gewohnten sozialen Kreises in Kontakt kommt.[19] Damit verbunden ist eine Horizonterweiterung; bei mangelnder Toleranz kann es jedoch auch zu massiven Konflikten kommen.

Bei *reinen Online-Beziehungen*, die sich im Internet anbahnen und vor allem per Online-Kommunikation gepflegt werden, handelt es sich in der Regel um eher schwache Bindungen. Sie sind nicht so umfassend und stabil wie herkömmliche persönliche Beziehungen. Doch genau darin liegt zugleich ihre Stärke: In der modernen Gesellschaft bewegen sich Menschen in ganz verschiedenen privaten und beruflichen Zusammenhängen; zudem sind sie geografisch mobiler. Die Möglichkeit, zusätzlich zu der in der Regel begrenzten Anzahl enger Freundschaften im räumlichen Umfeld mit relativ geringem Aufwand ein (großes) Netzwerk lockerer Online-Kontakte zu pflegen, ist psychologisch oft vorteilhaft zu bewerten: In Situationen, in denen Angehörige nicht helfen können, stehen so weitere Ansprechpartner zur Verfügung.

Das Kennenlernen via Internet beschert aber nicht nur lockere Online-Beziehungen, sondern steht oft am Anfang sozialer Beziehungen, die offline weitergeführt werden: Aus Online-Gemeinschaften bilden sich nicht selten lokale Stammtische, Online-Kontaktforen führen zu spontanen Verabredungen. Neben dem Arbeitsplatz und Freizeitveranstaltungen ist das Internet längst die wichtigste Partnerbörse. Statt in der Kneipe den Blickkontakt zu anonymen Unbekannten zu suchen, wird der erste Kontakt in Online-Foren hergestellt oder auf Social-Networking-Plattformen nach Flirtpartnern in lokaler Nähe gesucht, um sich ggf. mit diesen zu treffen. Dadurch beschränkt sich die Partnerwahl nicht auf die äußere Erscheinung, sondern es werden von vornherein auch gemeinsame Interessen oder kommunikative Übereinstimmung einbezogen. Es gibt Hinweise darauf, dass Freundschaften und Partnerschaften, die sich aus einer langsamen Online-Annäherung entwickelt haben, besonders tragfähig sind.

Kritiker warfen der computervermittelten Kommunikation zu Beginn der Internetära oft vor, entmenschlicht und gefühllos zu sein. Nicht selten ist jedoch eher das Gegenteil der

[17] Vgl. Nicole B. Ellison/Charles Steinfield/Cliff Lampe, The benefits of Facebook „friends“: Social capital and college students' use of online social network sites, in: Journal of Computer-Mediated Communication, 12 (2007) 4, o.S..

[18] Vgl. N. Döring (Anm. 9), Kap. 7.

[19] Vgl. ebd., Kap. 8.

Fall: Der schriftliche Austausch ermutigt zu einer unbefangenen zwischenmenschlichen Annäherung, persönliche Themen werden rascher angesprochen; es entsteht der Eindruck von Nähe. Komplimente sorgen für gute Stimmung, die mediale Distanz steigert die Neugier und Sehnsucht nach dem Gegenüber. Online-Kommunikation ist nicht selten emotional aufgeheizt und erotisierend. Die diskrete Pflege von Online-Affären und virtuellen Seitensprüngen kann daher einerseits bestehende Partnerschaften und Ehen gefährden; andererseits kann der virtuelle Seitensprung auch dabei helfen, aus unbefriedigenden Lebenssituationen auszubrechen.

Internetnutzerinnen und -nutzer entsprechen heute einem Querschnitt der Gesellschaft. Daher ist die Befürchtung, beim Online-Kontakt in erster Linie an zweifelhafte Personen zu geraten, unbegründet. Trotzdem sollte auch bei einem sehr angenehmen Online-Kontakt vor einer Vertiefung eine gewisse Realitätsprüfung stattfinden (typischerweise besteht diese im Austausch von Fotos und einem oder mehreren Telefonaten); auch sollte das erste Treffen an einem öffentlichen Ort stattfinden. Moderierte Online-Communities bieten die Möglichkeit, belästigende Botschaften und Nutzer zu melden und diese bei Bedarf auszuschließen. Sie werden insbesondere für Kinder empfohlen, deren Internetnutzung idealerweise von den Eltern zu begleiten ist.

Gerade wegen des großen Angebots an möglichen Kontaktpartnern ist auch im Internet soziale Kompetenz notwendig, um andere auf sich aufmerksam zu machen und für sich einzunehmen, sonst wird man schnell „weggeklickt“. Zudem erfordert die Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen auch im Online-Bereich ein entsprechendes Engagement und den Einsatz von Zeit. Kurze Stippvisiten in einem Chatroom werden in oberflächlichem Smalltalk steckenbleiben, bedeutungsvollere Online-Beziehungen entstehen erst durch eine regelmäßige Teilnahme. Da im Internet nie „Feierabend“ ist, bedarf es wiederum der Fähigkeit zu bewusster Selbstregulation, damit die (gerade in der Anfangsphase oft sehr spannend erlebte) Pflege von Online-Kontakten nicht auf Kosten anderer Lebensbereiche geht.

Fazit

Neben den hier angesprochenen Lebensbereichen Gesundheit, Identität, soziale Beziehungen kann das Internet auch in den Bereichen Bildung, Beruf, Konsum, Freizeit, Spiritualität oder Sexualität unterstützend eingesetzt werden.[20] Dabei ist es generell so, dass den Chancen des Internet zur Steigerung der Lebensqualität entsprechende Risiken gegenüberstehen, denen durch umsichtiges Verhalten und durch Internetkompetenz weitgehend ausgewichen werden kann, die manchmal aber unvermeidlich sind. So sind zwischenmenschliche Kontakte im Internet (wie auch sonst im Leben) zuweilen eben mit Enttäuschungen verbunden. Auch ist zu beachten, dass die Handlungsmöglichkeiten im Internet vielfach zweischneidig erlebt werden: Die vielen unterhaltsamen Internetangebote (etwa Mehrpersonen-Online-Spiele) bieten einerseits einen sehr spannenden Zeitvertreib und psychische Erholung vom Alltagsstress, andererseits werden sie von den Spielern selbst teilweise als Zeitverschwendung wahrgenommen.[21] Eine exzessive Internetnutzung, die zwanghafte oder suchtähnliche Züge annimmt und auf Kosten anderer Lebensbereiche geht, wird nur bei einer Minderheit von Onlinern festgestellt. Diese so genannte *Internetsucht* tritt oft im Zusammenhang mit anderen problematischen Lebensumständen auf (etwa bei Arbeitslosigkeit, bei vorhandenen Depressionen oder bei Alkoholmissbrauch) und ist psychologisch bislang nicht als eigenes Krankheitsbild anerkannt.[22] Statt das Internet mit einer Droge gleichzusetzen, ist es psychologisch sinnvoller, nach den wahren Ursachen zu suchen, die zu einem selbst schädigenden Umgang mit dem Internet führen.

Für die Psychologie steht das Verhalten und Erleben des Individuums im Mittelpunkt. Folgen des Internet werden vor dem Hintergrund individueller und eben auch veränderbarer Gebrauchsweisen betrachtet – dies ist freilich nur ein kleiner Ausschnitt aus der Vielfalt der Wirkungen des Internet. Unbeachtet bleiben beispielsweise ökonomische Faktoren, die ausschlaggebend dafür sind, unter welchen Bedingungen Computer hergestellt werden oder welche Auswirkungen die Internetnutzung auf Umwelt und Klima hat.

[20] Vgl. Joseph Sirgy/Dong-Jin Lee/Jeannie Bae, Developing a measure of Internet well-being: Nomological (predictive) validation, in: Social Indicators Research, 78 (2007) 2, S. 205–249.
[21] Vgl. Richard Wood/Mark Griffiths/Adrian Parke, Experiences of time loss among videogame players: An empirical study, in: CyberPsychology & Behavior, 10 (2007) 1, S. 38–44.
[22] Vgl. Martha Shaw/Donald Black, Internet addiction: Definition, assessment, epidemiology and clinical management, in: CNS Drugs, 22 (2008), S. 353–365.

APuZ

Nächste Ausgabe 40–41/2008 · 29. September 2008

Psychosoziale Folgen von Arbeitslosigkeit

Uwe Blien
Arbeitslosigkeit als zentrale Dimension sozialer Ungleicheit

Markus Promberger
Arbeit, Arbeitslosigkeit und soziale Integration

Olaf Behrend
Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung

Michael Frese
Arbeitslosigkeit: Psychologische Perspektive

Gisela Mohr · Peter Richter
Psychosoziale Folgen von Erwerbslosigkeit: Interventionsmöglichkeiten

P. Förster · E. Brähler · Y. Stöbel-Richter · H. Berth
Die „Wunde Arbeitslosigkeit“: Junge Ostdeutsche, Jg. 1973

Theo Wehner
Jenseits der Erwerbsarbeit

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.

Redaktion

Dr. Katharina Belwe
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Dr. Hans-Georg Golz
Johannes Piepenbrink

Telefon: (0 18 88) 5 15-0
oder (02 28) 9 95 15-0

Internet

www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Druck

Frankfurter Societäts-
Druckerei GmbH
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main.

Vertrieb und Leserservice

- Nachbestellungen der Zeitschrift Aus Politik und Zeitgeschichte
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung einschließlich APuZ zum Preis von Euro 19,15 halbjährlich, Jahresvorzugspreis Euro 34,90 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes

Vertriebsabteilung der
Wochenzeitung Das **Parlament**
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main.
Telefon (0 69) 75 01-42 53
Telefax (0 69) 75 01-45 02
parlament@fsd.de

Die Veröffentlichungen in Aus Politik und Zeitgeschichte stellen keine Meinungsäußerung der Herausgeberin dar; sie dienen der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

ISSN 0479-611 X

Christian Stegbauer
3-9 **Raumzeitliche Struktur im Internet**
Raum und Zeit scheinen im Internet abwesend zu sein. Tatsächlich sind soziale Bindungen und soziale Netzwerke jedoch sehr stark durch die Verknüpfung in die Bereiche außerhalb des Internet gekennzeichnet.

Andreas Hepp
9-16 **Globalisierung der Medien und transkulturelle Kommunikation**
Die Etablierung digitaler Medien im Kontext der Globalisierung der Medien ermöglicht transkulturelle Kommunikation. Am Beispiel der europäischen Öffentlichkeit werden die hier liegenden Herausforderungen verdeutlicht.

Miriam Meckel
17-23 **Wie Web 2.0 unsere Kommunikation verändert**
Web 2.0 beschreibt das Phänomen eines veränderten Internet, in dem sich Vielfalt über die Kreativität der Vielen definiert. Die Nutzer können Informationen neu zusammensetzen, mit anderen teilen und gemeinsam Neues produzieren.

Rainer Winter
23-28 **Perspektiven eines alternativen Internet**
Analysiert werden die alternativen Dimensionen des Internet; u. a. wird die Internetnutzung in den neuen sozialen Bewegungen und Fangemeinschaften sowie die Schaffung neuer Räume durch den Einsatz taktischer Medien diskutiert.

Kathrin Kissau
29-34 **Internetnutzung von Migranten – ein Weg zur Integration?**
Das Internet spielt im Alltag von Migranten in Deutschland eine immer wichtigere Rolle. Es kann Integrationsprozesse unterstützen sowie neue Möglichkeiten der Annäherung von Aufnahmegesellschaft und Zuwanderern bieten.

Uwe Buermann
34-40 **Kinder und Jugendliche zwischen Virtualität und Realität**
Welche Bedeutung haben die realen und virtuellen Lebensräume für die kindliche Entwicklung? Welche Chancen und Gefahren gehen mit den modernen Kommunikationsmedien einher? Wie kann Gefahren begegnet werden?

Nicola Döring
41-46 **Psychische Folgen der Internetnutzung**
Nicht das Internet erzeugt positive oder negative Wirkungen, sondern seine Gebrauchsweise. Viele Menschen nutzen es bereits im Dienste ihrer Gesundheit, zur Stärkung ihrer Identität, zur Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen.